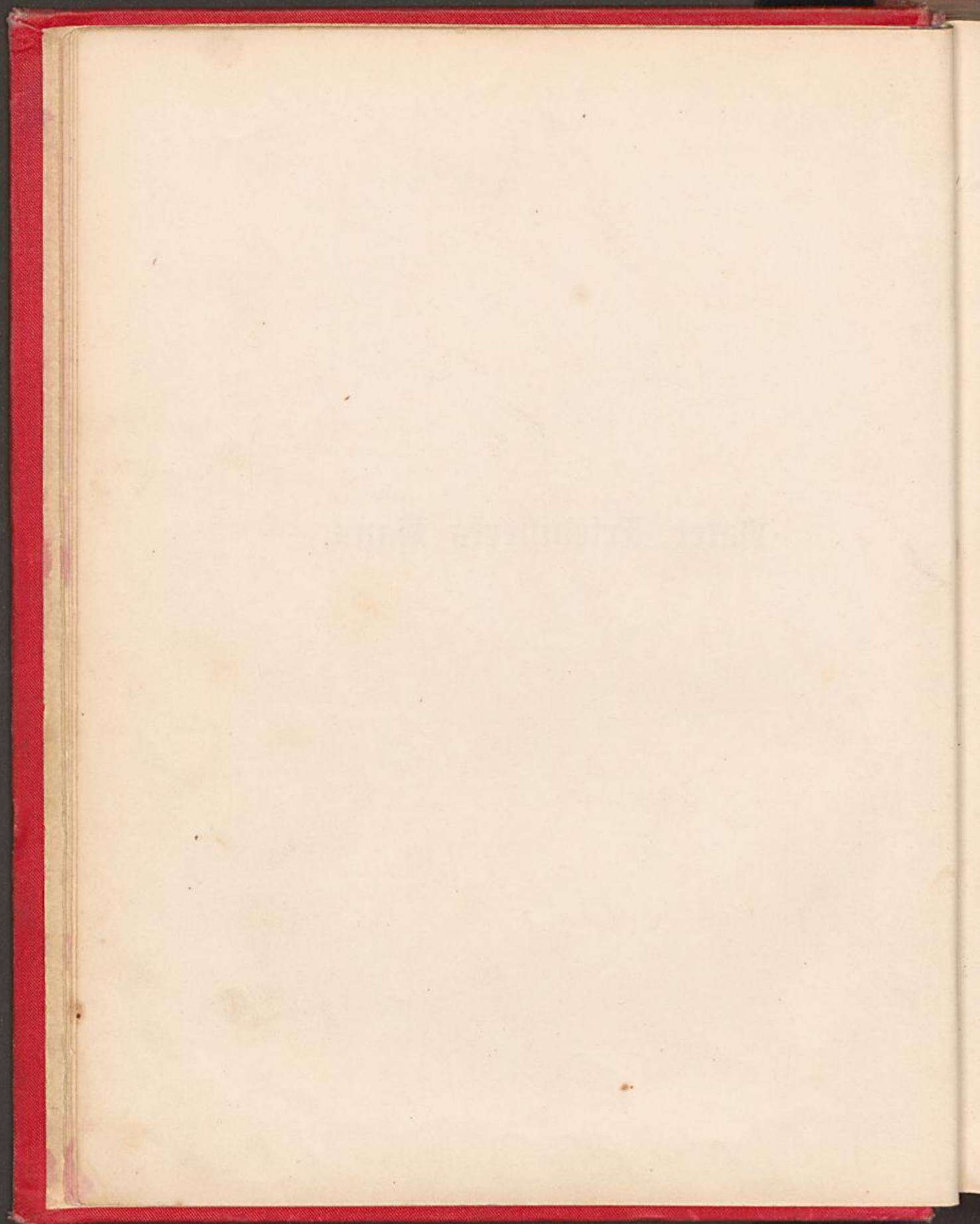


Vater Friediberts Haus.



1.

Das Fest der Sonnenwende.

Horch mir, Enkel, und lern
Das Geschlecht und die Sitten der Väter!

Sonnenwende!“ scholl es fröhlich durch die Wälder Germaniens. Es war dies zur Zeit des tiefsten Winters; die Nächte waren lang, die Sonne verhüllt hinter Nebelwolken, aber die Söhne Teuts wußten, daß von jetzt an die Sonne näher komme, daß sie den holden Frühling zurückrufe, darum feierten sie diese Tage inmitten ihrer Häuser und Hütten durch festliches Gelage beim Herdfeuer. Grüne Tannenzweige schmückten duftend die Wände der niedrigen Hütten und Häuser.

Sonnenwende, Zulfest genannt, wurde um die Zeit von Christi Geburt fröhlich gefeiert im Hause Friediberts, das freundlich am Ufer der Lippe gelegen war. Friedibert war ein wohlhabender Mann; rings umgrüntes das Haus im Sommer Felder und Wiesen, auf denen die Herden weideten. Jetzt deckte der Schnee Saaten und Rasen, aber um so freundlicher loderte das Feuer auf dem heimischen Herde.

Diesem gegenüber an dem schweren eichenen Tische, dessen Füße im Boden des Gemaches feststanden, saß Friedibert mit seinen sechs Söhnen und doppelt so vielen Gästen, Anverwandten des Hauses. Es war eine Reihe schöner, hoher Gestalten, von dem greisen Hausherrn an, dessen Schultern das Alter noch nicht beugte, obwohl es ihm Haar und Bart silberweiß färbte, dem ältesten Sohne Rumerich, der im kräftigsten Mannesalter stand, bis zu den beiden jüngsten herab, die an Höhe des Wachses den Brüdern nur wenig nachstanden, denen aber noch die wuchtige Breite von Schultern und Brust, die derbe Kraft der Fäuste fehlte, denn sie zählten erst sechzehn und achtzehn Jahre.

Die Männer hatten eben abgespeist. Hadumar, die einzige Tochter des Hauses, eine schön gestaltete Jungfrau, trug die Reste vom Tische und füllte dagegen die Krüge aufs neue mit schäumendem Bier.

Jetzt entfernte sich die alternde Hausfrau, um in dem anstoßenden Gelasse, wo um den tannenen Tisch die roh gezimmerte Bank lief, die Knechte und Mägde

mit den Resten der Tafel zu versorgen. Hadumar aber machte sich am Herd zu schaffen, denn die Männer begannen den Gesang, dem sie so gerne lauschte. Zwar klangen die Stimmen mehr stark als wohlklingend, und im Tonfall war wenig Abwechslung, aber der Inhalt ihrer Gesänge atmete Begeisterung. Sie sangen von kühnem Heldentum, von Schlacht, Sieg und Tod. Auch vom grünen Wald und von der frischen, mutigen Jagd erzählte ein Lied, und heiter klang der Sang.

Da sprang plötzlich Dagobert, der dritte Sohn des Hauses, auf, mit ihm sein Jagdgenosse und Freund, Teutobald; sie griffen zu der Framea, dem Wurfspeer, den sie in die Ecke gelehnt hatten, und zu dem aus starkem Weidengeflechte gebildeten Schild. Der Sang hatte ihnen Lust zum Waffenspiele erregt. Werno und Germar, die jüngsten Söhne des Hauses, folgten ihnen nach mit Jünglingen gleichen Alters, die sich unter den Gästen befanden. Im geräumigen, mit hölzernem Zaune umfriedeten Hofraume fingen sie an, den Speer zu werfen. Später folgte der Schwertkampf und endlich der Streit mit dem Ger, einer langen, zum Stoße dienenden Waffe. Binnen kurzem erhoben sich auch die Männer und zuletzt die Greise, um prüfend zu schauen, was die Jugend zu leisten vermöge, und ob sie es den Alten an Waffengewandtheit gleichthue.

Den Männern in den Hof zu folgen, durfte Hadumar nicht wagen. Aber sie schaute durch die Fensterlücke ihrer Schlafkammer den Kämpfenden zu. Frau Gutta, die Mutter, schalt über ihre Neugier. Doch als Hadumar rief: „Schau doch, Mutter, so wie unser Dagobert wirft keiner den Speer“ — da lugte die alte Frau selbst über die Schulter der Tochter. Dagobert, der in seinen ersten Lebensjahren weniger stark gewesen war, als seine älteren Brüder, und der Mutter darum manche Sorge bereitet hatte, war ja ihr Liebling.

Lange wurden die Jünglinge des Spieles nicht müde. Selbst die jungen Männer, von ihrem Eifer ergriffen, nahmen einer um den andern Framea, Schwert und Ger zur Hand und maßen ihre Kraft mit der Gewandtheit der Jünglinge. Hinter der Umzäunung des Hofes standen die Knechte gereiht und schauten mit regem Eifer den Übungen zu, und in der Hütte Geros, des Leibeigenen, die gegenüber vom Herrenhause an den Hof stieß, hatten sich die Mägde unter der Thüre und an den Dachlufen versammelt und ließen kein Auge von den Waffenspielen. Auch sie winkten sich triumphierend zu, wenn einer der Söhne des Hauses es den Gästen an Waffengewandtheit zuvorthat.

Erst die einbrechende Nacht machte den Waffenübungen ein Ende. Inzwischen hatte die sorgsame Hausfrau am lodernden Herdfeuer das Abendessen bereitet und unter ihrer Anleitung Hadumar den Tisch neu zugerüstet. Die Germanen liebten es, so einfach sonst ihre Sitten waren, daß zum Unterschied von den Knechten jeder Freie seinen eigenen Sitz und seinen eigenen Teller habe. Darum standen zwanzig

Stühle um den Tisch, alle stark, wenn auch schmucklos aus hartem Holze gefertigt. Zwei derselben, die oben an standen, waren mit Armlehnen aus starkem Weidengeflecht versehen. Sie boten Ruhesitze für die beiden Greise, Friedibert und seinen Gegenschwäher Ringmar, dessen Tochter Friediberts ältester Sohn zum Weibe hatte.

Mit Wohlgefallen sahen die rückkehrenden Männer und Jünglinge auf den dampfenden Tisch, denn die Waffenübungen hatten ihre Thlust aufs neue gereizt. Festesfroß setzten sie sich nieder; im geselligen Kreise erheiterten sich die Gemüther der sonst meist einsam Lebenden.

Reichlich war die Mahlzeit. Neben der Rinderkeule prangten Ziemer und Schlegel vom Hirsche, neben dem gemästeten Hauschwein das Schwarzwild. Dazu kamen noch gebratene Enten und Gänse samt Fischen; als Zuspeise gekochtes Obst, verschiedene Rüben und Kohllarten. Neben den schweren, überschäumenden Bierkrügen standen Humpen starken, süßen Metts, aus Honig mit Obst bereitet, und endlich kühlender Most aus den Äpfeln und Birnen gepreßt, die in rauhen Sorten schon damals im germanischen Lande heimisch waren.

Unter dem Essen wurde mancherlei Gespräches gepflogen, es wurde von Kriegsthaten alter, verflossener Zeit erzählt, auch manches Wundersame von fernen Landen berichtet, denn für das germanische Gemüth hatte die fremde Ferne allezeit einen geheimnißvollen Reiz.

Werno und Gernar, die beiden jüngsten in der Reihe der Brüder, lauschten besonders eifrig diesen Erzählungen; sie waren phantasiereichen Gemüths und befeelt von dem ihrem Volk eigenen Trieb, in die Ferne zu schweifen. Ihre Augen leuchteten, als der Greis Ringmar von Rom und seinen Wundern erzählte, das er in jungen Jahren gesehen hatte, wo er mit andern germanischen Jünglingen unter Julius Cäsars Fahnen diente, bis die Sehnsucht nach der Heimat ihn ergriff und er zurückkehrte in die rauhen germanischen Wälder.

Dagoberts Gesicht dagegen verfinsterte sich. Er liebte über alles der Heimat Art und Sitte, ja er haßte das Fremde, insbesondere alles römische Wesen als feindlich dem heimischen. Darüber kam es zum Wortwechsel zwischen ihm und den Brüdern, und die Gäste nahmen Partei für und wider ihn. Vater Friedibert aber, der Streit fürchtete, holte die Würfel herbei und schlug ein Spiel vor.

Klein waren anfangs die Einsätze, doch sie steigerten sich, je mehr die Spieler warm wurden. Um Jagdbeute wurde gespielt, um Felle und Hörner, wie sie ein jeder im Besiz hatte, dann um Waffen; von den Männern um Vieh, ja um Stücke Acker- oder Weidelandes.

Jetzt begann die alte Hausfrau, die im Winkel hinter dem Herde zurückgezogen saß, unruhig zu werden, — Friedibert, der so besonnene Mann, verlor seine beste Ruh an seinen Gegenschwäher Ringmar. Auch Dagobert, sonst friedliebend wie

sein Vater, warf sich, erhitzt vom vorhergehenden Streite, mit blindem Eifer aufs Spiel. Er würfelte mit seinem ältesten Bruder Kumerich, dem stolzen, hochfahrenden Manne. An diesen verlor er erst den Fuchspelz, den er neulich erlegt, dann die Hörner des Auerochsen, an die er sein Leben gewagt hatte, zuletzt die kostbare Bärenhaut, um deren Preis er sich vom Schmiede ein Schwert einhandeln wollte, denn bis jetzt besaß er an Waffen nur Wurfspeer und Ger.

„Ja, nun mußt du wohl aufhören, du hast nichts mehr auf die Würfel zu setzen!“ rief Kumerich höhniſch.

„Meinst du?“ entgegnete aufflammend Dagobert, den der Hohn ebenso reizte wie der Verlust ihn kränkte. „Noch bleiben mir Framea und Ger ſamt meinem Schilde, der neuer und ſtärker iſt als der deinige. Ich ſetze ſie gegen die Bärenhaut. Das Glück iſt launiſch; ich muß nun endlich einmal gewinnen!“

„Daß verloren ſein, was verloren iſt, und höre auf, Dagobert!“ mahnte dringend ſein Freund Teutobald, der ſelbſt die Würfel niedergelegt hatte, um Dagoberts Spiel zu überwachen.

„Nein, ich muß die Bärenhaut wieder haben! Wer weiß, wann mir in Jahr und Tagen wieder gelingen wird, ſolch ein prächtiges Tier zu erlegen? Der Bär iſt ſchlau, und ſchwer iſt, ihm beizukommen.“ Mit dieſen Worten ſchüttelte Dagobert die Würfel in der Hand. Sie fielen. Auch Kumerich warf; ſein war abermals der Gewinn. Höhniſcher als zuvor klang ſein Lachen. „Nun iſt dein Spiel aus,“ ſpottete er. „Framea, Schild und Ger ſind deinem erhofften Schwerte gefolgt. Sie iſt ſchön, deine Bärenhaut — ſchade, daß du nichts mehr haſt, ſie einzulöſen!“

„Mich ſelbſt, meine Freiheit ſetze ich ein gegen die Bärenhaut und die Waffen!“ rief, aufs äußerſte geſteigert, Dagobert.

„Halt! das Angebot gilt nicht,“ rief Teutobald dazwiſchen und riß Dagobert die Würfel aus der Hand. „Mein Roß ſetze ich ein gegen das Fell und die Waffen!“

Kumerich nickte. Ein Pferd war ein überaus geſchätztes Beſitzthum, deſſen ſich nur die reicheren Freien rühmen konnten. Er hatte ein ſolches beſeſſen, aber es war auf der Weide von einem Wolfe zerriffen worden. Jetzt hoffte er durch einen nochmaligen glücklichen Wurf wieder in den beneideten Beſitz eines ſolchen Tieres zu gelangen. Doch das Glück hatte ſich gewendet. Teutobalds Wurf für den Freund wies die höchſte Zahl der Augen.

Glühende Röte und Bläſſe wechselten in Dagoberts Geſicht; fieberhaft ſchlugen ſeine Pulſe. Er empfand jetzt erſt, wie tollkühn er das Höchſte, die Waffen, das Ehrenzeichen des freien Mannes, und die Freiheit ſelbſt faſt in den Staub geworfen habe. Kumerich aber, zürnend, daß ihm der gewünſchte letzte Gewinn entgangen war, mit dem auch die früheren wieder an den Beſitzer zurückfielen, warf

die Waffe, die er schon gefaßt und prüfend betrachtet hatte, dem Bruder zu, indem er rief: „Da nimm die Framea wieder! Bald genug wirst du doch Waffen samt Freiheit verlieren. Minder wäre die Schmach gewesen, hättest du bei dem Bruder als Knecht gedient, statt in fremdem Hause.“

Das war zuviel des Hohnes. Dagobert, seiner nicht mehr mächtig, hob die Hand mit dem Wurfspeer, um ihn nach dem Spötter zu schleudern.

Entsetzt sprangen alle Männer vom Tische auf. Obwohl blutige Streitigkeiten nicht selten waren bei den germanischen Gelagen, wenn das Bier die Köpfe erhitzte, so war es doch hier ein anderer Fall, wo ein Bruder die Waffe gegen den andern erhob. Einen Weheruf stieß die alternde Mutter am Herde aus. Doch Teutobald war noch rechtzeitig dem Freunde in den Arm gefallen, und der Wurf ging unschädlich an dem Bedrohten vorüber in die Wand.

Alle atmeten auf. Dagobert taumelte und erblaßte. Ruerich aber war plötzlich nüchtern geworden; seine Streitsucht und Spottlust verschwand mit den Dünsten des Bieres. Schweigend bot er dem Bruder, den er gereizt zu haben sich bewußt war, die Hand zur Versöhnung.

Die Lust zum Spielen war jetzt allen entschwunden. Das Herdfeuer flackerte nur mehr schwach, auch die Kienfackeln waren niedergebrannt und es begann im Gemache dunkel zu werden. „Es ist spät in der Nacht. Laßt uns zur Ruhe gehen!“ sagte der Hausherr und zog sich mit seinen Söhnen in die anstoßenden Schlafgelasse zurück, wo in selbstgezimmernten Bettstätten die wohlgefüllten Betten bereitlagen. Stroh- und Laubsäcke bildeten die Unterlage, Kopfkissen aber und Decke bestanden theils aus Fellen, theils waren sie mit Federn gefüllt, von denen die Gänseherde reichen Vorrat lieferte. Reinliches Linnen bedeckte jedes Bett.

Die Gäste dagegen legten sich, jeder in seinen Pelz gehüllt, auf dem erwärmten Boden am Herde nieder. Nach dem Lärmen des Gelages kehrte die Stille des Schlummers im Hause ein.

Nur zwei Jünglinge verließen geräuschlos das Haus, Dagobert und Teutobald. Schweigend schritten sie zum nahen Wald. Dort zog Dagobert sein kurzes Jagdmesser und rißte erst sich selbst, dann den Freund in den Arm, bis einige Tropfen Blutes flossen. Das blutige Messer stieß er tief in den Stamm einer jungen kräftigen Eiche. Mit diesem Zeichen wurde Freundestreue für Leben und Tod beschworen.

Dagobert aber setzte hinzu: „Bei deinem und meinem Blute schwöre ich dir, Teutobald, nie wieder mit Würfeln zu spielen.“

Schweigend kehrten dann beide aus dem Walde zurück.

2.

Die Römer in Deutschland.

Im Herzen Deutschlands stand der Römer Heer,
Des stolzen Drusus tapfre Legionen;
Im weiten, weiten, grünen Waldesmeer
Senkten die Eichen ihre stolzen Kronen.

Und immer weiter fiel nun Wald an Wald,
Dumpf klrte nieder jede deutsche Keule:
Stolz flog des Römers mächtige Gestalt
Darüber hin wie eine Feuerfäule.

Doch plötzlich — halt! es bäumt sich wild sein Roß,
Und vor ihm steht — von Blitzeßglut umflossen,
Die aus den Wolken, aus den Augen schoß —
Ein mächt'ges Weib, als wie in Erz gegossen.

Ein gramvoll Schweigen liegt auf weitem Rund,
Der starke Römer schwanket bleich im Bügel,
Da ruft das Weib wie mit Drommeten Mund:
„Nicht weiter mehr! — nun lenke deine Zügel!

Nicht weiter mehr! hier steck ich dir ein Ziel;
Ich warne dich, — du, höre meine Stimme.
Treib mit der Freiheit nicht ein freches Spiel,
Du kennst sie nicht in ihrem wilden Grimme!“

Sie hob die Rechte wie ein Schwert, verschwand
Im Waldesrauschen und Gewitterdampfe.
Die deutsche Freiheit hat man sie genannt —
Und Drusus fiel nach neuem, frechem Kampfe.

Die Sonnenwende war vorüber, und ob noch lange Monate der strenge Winter in dem waldbreichen germanischen Lande herrschte, — die Sonne stieg höher und höher und brachte den Frühling mit seinen Blüten, den Sommer mit seinen reisenden Feldern und seinem Waldesschatte zurück. Aber der Frühling brachte keine Freude, und die Sommerfrucht durfte nicht reifen. Ein römisches Heer drang unter dem Feldherrn Markus Vinicius ins Land der Cherusker und zog erst nach blutigem Kampfe sengend und brennend in die Standlager am Rheine zurück.

Vor einem halben Jahrhundert hatten die weltherrschenden Römer unter Julius Cäsar das kriegerische Gallien erobert, die Helvetier durch List unterworfen. Von da an suchten sie allmählich ins Land der freien, starken Germanen, der Söhne

Teuts, wie sie selbst sich nannten, vorzudringen. Erst bauten sie sich Festungen und Städte längs der Grenze und legten römische Legionen darein, dann rückten sie vorsichtig weiter, bald mit List, bald mit Gewalt ein Stück Land und einen Stamm um den andern zu unterwerfen.

Im Jahre 10 vor Christo hatte Drusus, welchen Kaiser Augustus unter seinen beiden Stiefföhnen am meisten liebte, den ersten Streifzug vom Rheine bis zur Weser und von da bis zur Elbe gemacht, wo bis dahin noch kein römischer Adler gesehen worden war. Als er aber über die Elbe setzen wollte, nicht ferne von der Mündung der Saale, trat ihm eine Frau entgegen, so hoch von Gestalt, daß sie keine Erdgeborene zu sein schien. Diese redete ihn in lateinischer Sprache an mit den Worten: „Drusus, wohin willst du? Giebt es keine Grenze, kein Maß? Kehre um, hier ist das Ende deiner Thaten, deines Lebens!“

Und der römische Feldherr, erschrocken über die Warnung, die ihm als eine göttliche erschien, kehrte um. Die Weissagung der deutschen Frau aber bewährte sich, denn Drusus starb auf dem Rückzuge, indem er unversehens von seinem Pferde abgeworfen wurde.

Um die Zeit von Christi Geburt hieß ganz Ober- oder Süddeutschland römisches Zehntland. Rastlos strebte die römische Herrschaft nun weiter, auch den Norden zu unterjochen. Erst wurde Tiberius, dann Domitius, endlich Markus Vinicius über den Rhein geschickt, um von hier nach der Weser und Elbe vorzudringen; letzterer im Jahre, da Kaiser Augustus das Gebot der Schakung ergehen ließ und Christus geboren wurde im fernen jüdischen Lande. —

Abend war's geworden. Die Leibeigenen trieben die Herde auf die Nachtrift zusammen, die stattlichen Kühe und Rinder samt der Stute der eine, die Schafe der andere, und ein dritter die wohlgenährten Schweine. Dagobert war mit den zwei jüngsten Brüdern auf der Jagd, um die Wölfe zu erlegen, die vor kurzem wieder den Herden nachgestellt hatten. Die Saat war im Boden und es drängte jetzt die Zeit nicht zur Feldarbeit. Zwei der übrigen Brüder waren dem Fischfang am kleinen Bache nachgegangen. Plötzlich und unvermutet kam eine Schar Flüchtlinge den Weg vom untern Lande hergeeilt; es war Kumerich, der unten am Lippestrand sich ein Gehöfte erbaut hatte, mit seinem Weibe und zwei kleinen Kindern; zwei leibeigene Knechte und eine Magd trieben die Herden nach. Sie kamen, flüchtend vor den Römern, die das ganze Thalgebiet anfüllten und jetzt gegen das waldige Land vordrangen.

Wie verwandelte sich die stille Abendruhe um Friediberts Hof jetzt in eilige Regsamkeit! Zu allererst wurden die Herden unter Obhut der Leibeigenen in den Schutz der Wälder geschickt. Die Leibeigenen und Knechte waren größtenteils Abkömmlinge von früheren, geistig und körperlich schwächern Einwohnern des Landes,

die von den Germanen unterjocht waren, welche, stärker als sie, von Osten her in das Land eindringen. Durch die Länge der Zeit waren sie in dieses Abhängigkeitsverhältnis so eingewöhnt, daß es sie kaum mehr drückte. Wohnten und lebten sie doch besser unter der Obhut der germanischen milden Herren, als ehemals im rohen, wilden Naturzustand ihres Volkes. Darum teilten sie auch innig Freude und Leid mit denselben.

Dann galt es, die Frauen zu retten. Amalgunda, Runerichs Weib, behielt den Säugling; das ältere, doch noch zarte Kind nahm die Großmutter, Frau Gutta, zärtlich in ihre Arme. Hadumar war die einzige, die Zeit behielt, um das nötigste für die Flucht zusammenzuraffen, ehe sie sich in die Wälder versteckten.

„Fort! fort von hier!“ drängten die Männer, die inzwischen Framea, Schild und Ger zur Hand genommen hatten. Noch einmal flog Friediberts und Guttas Blick bedauernd über das trauliche Gehöfte hin, worin sie lange Jahre durch friedlich gelebt hatten, dann nahm der Waldesschatten sie still in seine Hut.

Nur die drei anwesenden Söhne begleiteten Friedibert auf die Flucht. Als am folgenden Abende die übrigen mit den Pelzen zweier Wölfe zurückkamen, leuchtete ihnen schon von ferne eine Flamme entgegen; kurz darauf trafen sie statt der heimischen Wohnung einen rauchenden Schutthaufen. Es war ein Merkzeichen, daß die römische Legion dieses Weges gekommen war.

In wildem Schmerze stampfte Dagobert auf den Boden, auf dem er die glücklichen Tage der Jugend verlebt hatte, der jetzt von den Tritten der römischen Feinde entweiht war. Traurig schauten die jüngeren Brüder zu ihm auf; beschämt und bereuend gedachten sie jetzt der Abenteuerlust, mit der sie die Wunder Roms zu sehen verlangt hatten.

Dagoberts Stimme rief sie empor. „Zurück in den Wald!“ sprach er. „Dort werden wir Vater, Mutter und Brüder finden — dort auch die römischen Räuber!“

Berno und Germar folgten dem Bruder ohne Widerrede in den Wald nach, obwohl ihnen die Füße den Dienst versagten, da sie nach dreitägiger Jagd hungrig und dürstend zur Heimat zurückgekehrt waren; voraus stürzten heulend die Hunde, die Spur der Flüchtigen zu suchen.

Drei Monate verflossen; schon färbte der Herbst die Wipfel des Waldes, bis eines Abends Vater Friedibert mit den Seinen nach dem verödeten Platze seiner früheren Wohnung zurückkehren konnte. Solange die Römer das Land durchstreiften, hatten die Flüchtlinge im Walde bald da, bald dort geraftet, sich vom Wilde genährt, das die Söhne erjagten, nur in der Not ein Stück der kleinen geretteten Herde geschlachtet. Während die Frauen mit den wenigen Knechten diese sorgsam hüteten, waren die Männer mit allen Gaugenossen unermüdet den römischen Kohorten gefolgt; in zahllosen Kämpfen war fast die Hälfte der Mannschaft auf

beiden Seiten gefallen. Im offenen Lande waren die schwer bewaffneten Römer in entschiedenem Vorteil; die Germanen in ihrer leichten, vor Verwundung nicht schützenden Bekleidung, Arme und Beine, oft auch Brust und Schulter nackt, das Haupt nur vom üppigen Haarwuchs bedeckt, konnten ihnen dorthin nicht folgen. Führt aber die immer vorwärtsdringenden Römer der Weg wieder durch Wald, so schwirrten von allen Seiten die gefürchteten Wurfspeere mit der eisernen Spitze auf sie zu und durchdrangen, von den starken Armen mit Wucht geschleudert, selbst den römischen Stahlharnisch. Manch ein Römer moderte jetzt im deutschen Walde — seine Waffen waren den Germanen eine geschätzte Beute. Zuletzt sah sich Markus Vinicius genötigt, des nahenden Herbstes wegen seine Legionen in die Städte und Standlager im unterworfenen Lande am Rheine zurückzuführen. Jetzt erst kehrten auch die germanischen Flüchtlinge heim zu den verödeten Wohnstätten.

Friedibert hatte zwei seiner Söhne verloren, Diethelm und Rotbert, die beiden friedliebenden der Brüder, die am Abende des Überfalles der Römer dem Fischfange obgelegen hatten, aber als es den Kampf mit den römischen Feinden galt, so unerschrocken vordrangen wie die jagdgeübteren Brüder.

Von den Knechten waren noch zwei am Leben; ihr Vater, der alte Eckhard, war von einem Wolfe zerrissen worden, dem er sich kühn, die Herde zu schützen, entgegengestellt hatte. Sie trieben die wenigen Stücke der Herde vor sich her, die noch erhalten geblieben waren, nachdem die übrigen Rinder, Schweine und Schafe sich theils verlaufen hatten, theils von den Wölfen geholt worden waren.

Schweigend standen nun Vater und Söhne mit der trauernden Mutter und Schwester und schauten ringsumher auf die verstampften Felder, die keine Ernte getragen hatten. Aber dieser verödete Ort war die Stätte ihrer Jugendfreuden, ihrer Heimat, und Vater und Söhne beschloßen, hier aufs neue ihre Hütte aufzurichten.

Noch waren die Nächte mild; es konnten auch die Frauen mit Runerichs Kindern so wie bisher im Schutze der Baumzweige die Nächte zubringen. Von früh aber bis zum Abend waren die Brüder thätig, Baumstämme zu fällen, zu behauen und mit Hilfe der Knechte herbeizuschleppen. Die im Kampf errungenen Römerschwerter kamen ihnen hierbei zu statten, da Beil und Axt im Schutte des Hauses begraben lagen.

Bald kam der Tag, an dem sie das Gebälke in den Boden einrammeln, darüber die Querbalken und das schräge Dach befestigen konnten. Darauf wurden die Zwischenräume mit Lehm verstopft, Waldgras mußte die Stelle des Strohes vertreten, mit dem derselbe sonst durchknetet wurde, um feste Wände zu schaffen. Das Dach wurde, weil kein Stroh zur Hand war, mit Rasen gedeckt, zuletzt ein Herd aus Steinen aufgebaut, Tisch und Stühle roh und notdürftig gezimmert und statt der früheren, wohlgefüllten Bettstätten auf niederen Pfosten

die Häute und Pelze des Wildes ausgespannt, das Dagobert und seine Brüder der Nahrung wegen erjagt hatten. Neben der Hütte wurden Stall und Stadel errichtet und die Hofraite mit einem Zaun umzogen. Thongeschirr formten und brannten die Frauen inzwischen mit Hilfe der Knechte, auch flochten sie Körbe und richteten Felle und Pelze zur Winterkleidung zu, da weder Linnen noch Wollengewebe jetzt zur Hand waren.

Ehe der Herbst mit Regengüssen und kalten Nächten einbrach, konnten sie die Hütte beziehen, die ihnen Obdach für den Winter gab, wenn sie auch nur mit dem Notdürftigsten, wie sonst die Hütte eines Leibeigenen, ausgestattet war und sogar des Bierkessels mangeln mußte, der indes nicht vermißt wurde, da es keine Gerste zum Brauen gab.

3.

Der Scheiterhaufen.

Thränen wein' ich der Wut
Und will sie nicht trocknen.
Fliehet, fliehet die glühende Wange herab, Thränen der Wut!
Sie sind nicht stumm. Du vernimmst, was sie rauschen —
Glück ist's — höre sie, Hela!

Drei Jahre war Vinicius in Deutschland und führte den Unterdrückungskrieg mit solchem Eifer, daß ihm nach seiner Zurückberufung nach Rom ein Triumphzug zuerkannt ward. Dennoch blieb der Gau, in dem Friedibert wohnte, von fernerer Verwüstung verschont. Allmählich war die Herde wieder angewachsen, die Felder waren wieder bestellt, das Haus ward vergrößert, und in der Einrichtung zeigte sich der nach und nach wiederkehrende Wohlstand. Der verlorenen Söhne und Brüder wurde nicht mehr mit Trauer, sondern mit ehrender Erinnerung gedacht, da sie als Helden im ruhmvollen Kampfe für das Land der Väter gefallen waren.

Ein frohes Gelage sammelte die Sippen (Verwandten) von nah und fern im Hause, da Teutobald, Dagoberts Freund, zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings Hadumar als sein Weib heimführte. Frohe Glückwünsche folgten dem Paare in das neue Haus nach, das Teutobald am jenseitigen Saume des Waldes besaß, umgeben von Feld und Wiesenland, auf dem eine stattliche Herde weidete. Selbst Frau Gutta überwand die natürliche Wehmut, als sie die einzige Tochter aus dem Elternhause scheiden sah, denn sie wußte, daß sie ein glückliches Weib werden würde.

Wer hätte bei diesem frohen Feste zu Frühlingsanfang gedacht, daß der Sommer wiederum keine Ernte, wohl aber Blut und Flammen und Tod bringen werde?

Tiberius, der ältere der Stiefföhne des Kaisers Augustus, der schon vor des Marfus Vinicius Zeit verwüstend durch die germanischen Gaue gezogen war, kam mit einem starken Heere, unterwarf einen Stamm um den andern theils durch Waffengewalt, theils durch Schrecken, den er vor sich her verbreitete, und durch gleißende Überredung. Siegreich drang er vor bis zur Elbe. „Wieviel Blut deutscher Männer aber geflossen ist, wie viele Thränen deutsche Frauen und Mütter vergossen haben über den Jammer, das verbirgt ein undurchdringlicher Schleier, der von den Römern über das Werk der Ungerechtigkeit und Sünde gebreitet ist,“ berichtet der Geschichtschreiber über jenen Siegeszug des Tiberius.

Abend war's, noch grünte der Wald in der ersten Frische, die Vögel sangen, und der Ruckuck rief; den Boden aber, auf dem noch weiße Maiglöckchen sproßten, rötete Blut. Auf der kleinen Waldblichtung, wo eine Schar tapferer Cherusker sich den Römern entgegengestellt hatte, lagen jetzt die stillen Toten, — doch unter ihnen manch stolzer Römer, der die welterobernde Herrschsucht seines Volkes und seiner Kaiser mit dem eigenen Leben gebüßt hatte.

An ihnen vorüber schritt Dagobert. Sein Blick beachtete die Toten nicht, ihre Waffen mochten andern als gute Beute zufallen. Weiter ging sein Schritt, bis er unter dichtem Gezweige gebettet zwei Leichen Hand in Hand liegend fand. Rasch kniete er nieder, faßte ihre Hände, hob die starren Augenlider und legte das Ohr horchend jedem auf die Brust. Kein Herzschlag war mehr zu verspüren. „Tot! Beide tot!“ rief er aus, indem er sich erhob.

Jetzt kamen seine jüngeren Brüder, Werno und Germar herzu, denen er rascheren Schrittes vorangeeilt war. Stumm zeigte er auf die Toten; es bedurfte keiner Worte, sogleich erkannten die Brüder Teutobald und Hadumar.

Eine tödliche Wunde hatte Teutobald im Kampfe empfangen. Dagobert, selbst vom Kampfe in Anspruch genommen, konnte sich nicht nach dem todwunden Freunde umsehen, aber rasch sandte er den jungen Germar ab, der Schwester die Nachricht zu bringen. Ganz nahe bei dem Kampfplatz stand sie im Gebüsch mit Mutter und Schwägerin, mit den Frauen der sämtlichen kämpfenden Männer. Furchtlos war sie durch das Gewühl geeilt, um den verwundeten Gatten zu suchen. Als sie ihn gefunden hatte, war sie bei ihm niedergekniet, um seine Wunden zu verbinden. Hier traf sie das Schwert eines Römers mit tödlichem Schlage, und neben dem Gatten war sie verblutet. Dagobert aber hatte gehofft, daß es Hadumar gelungen sei, ihren Gatten in Sicherheit zu dem Versteck der Frauen und Kinder zu bringen, wo Teutobald in ihrer treuen Pflege bald genesen müßte.

Nun lagen beide, Schwester und Freund, tot auf dem Moose, das beider

Blut gerötet hatte! Stumm winkte er den jüngeren Brüdern, und schweigend beluden sie sich mit den teuren Leichen, um sie nach dem Waldversteck zu tragen, wo der greise Vater und die Mutter, Bruder Kunerich mit seinem Weibe und den zarten Kindern bange auf ihre Rückkunft harreten.

Tief seufzte Friedibert, und Gutta verhüllte das Haupt, als ihre Söhne die beiden Leichen stumm zu ihren Füßen niederlegten. Amalgunda, Kunerichs Weib, die soeben dem Gatten die Wunden verbunden hatte, schauderte, Kunerich aber sprang rasch auf und schaute den Leichen voll ins Angesicht. Dagobert, der bisher den ältesten Bruder am wenigsten geliebt hatte, blickte erwartungsvoll auf ihn.

„Teutobald, Hadumar!“ rief Kunerich aus, „ihr sollt gerächt werden! Die stolzen Römer sollen büßen für euer junges Blut!“

Da trat Dagobert näher und faßte Kunerichs Hand. „Kunerich,“ sprach er, „wie du, schwöre ich, daß dies Blut gerächt werden soll. — Wir standen uns bisher fremd, mein Bruder, heute bitte ich dich, sei mir ein Freund, wie Teutobald es mir war seit den Knabenjahren, da wir zusammen der Väter Herden hüteten, zusammen an den Eichen emporkletterten und uns übten, die abgenützten Waffen der Brüder nach dem Ziele zu schleudern, bis wir endlich selbst Framea und Gersam mit dem Schwerte führen lernten!“

Tiefaufatmend schwieg Dagobert. Kunerich aber, der stolze, wortkarge Mann, schaute dem Bruder fest ins Auge und versetzte: „Bei diesen Toten schwöre ich dir, Dagobert, daß ich dir fortan Bruder und Freund sein will. Wir haben uns gemieden, weil du stolz und trozig warst wie ich. Fortan soll nichts zwischen uns stehen, des einen Ehre soll die des andern sein!“ Und beide tauschten die noch vom Gefechte blutigen Waffen zum Zeichen des neuen Bruderbundes. Dann kehrten sie zurück zum freien Platze, wo all die andern in schweigender Trauer um die Leichen geschart saßen; stumm reiheten sich die beiden Brüder den andern an.

Bis zum Morgen verharrten sie alle im trauernden Kreise, nur ein unterdrücktes Schluchzen gab zuweilen kund, wo die Mutter Gutta saß. Jetzt, sobald das Frührot den ersten Schein in die Waldblichtung warf, erhoben sich die Männer und Jünglinge, um Holz zu fällen zum Scheiterhaufen. Währenddessen wuschen die alte Mutter und Amalgunda die Leichen und schmückten sie mit Blumen, die Kunerichs kleiner Sohn eifrig aus dem Walde herbeibrachte.

Schon war's hoch am Morgen, als der Scheiterhaufen errichtet stand. Sanft hoben die Brüder die Leichen auf und legten sie auf das von den Frauen mit Blumen und Grün bestreute Holz. Dann zündete der Greis Friedibert die harzreiche Kienfackel an der sorgsam erhaltenen Glut an und trat damit zu der Scheiterbeuge. Langsam nur fing sie Feuer. Kienholz, das die Brüder dazwischengesteckt hatten, mußte die Flamme immer wieder neu ansachen. Endlich loderte

sie hell empor; die Flammen umspielten die blassen Gesichter und gaben ihnen einen Schein von Leben, als grüßten die starren Züge die Ihrigen noch einmal. Jetzt verschlang die lodernde Flamme die Gestalten, und bald versanken Flammen und Glut in dunkle Asche. Nun schritten die Brüder vor; feierlich wurde die Asche begraben und über der Begräbnisstätte als Erinnerungszeichen ein kleiner Hügel von Erde und Steinen errichtet.

Darauf trat Friedibert zu seinem greisen Weibe Gutta, die mit verhülltem Haupte zugeschaut hatte, und sprach: „Höre nun auf zu weinen, Gutta! Teutobald ist als ein Held gestorben und Hadumar ihm als treues Weib gefolgt. Wodan und Freya haben sie in ihre seligen Wohnungen aufgenommen, sie bedürfen keiner Klage.“ Die beraubte Mutter trocknete die Augen und richtete das Haupt auf.

Wenige Tage nach dieser Totenfeier kehrten die Flüchtlinge an die Heimatstätte zurück, denn das ganze Cheruskervolk unterwarf sich samt den umwohnenden Stämmen den Römern. Nur zehn Tage lang waren sie diesmal auf der Flucht gewesen, abermals trafen sie ihre Hütte in Asche, die Felder zerstampft; auch die Herde war teilweise den Römern in die Hände gefallen. Doch es war noch nicht Hochsommer; unverdrossen begannen Vater und Brüder den Bau einer neuen Wohnung. Nach wenigen Wochen konnten sie dieselbe beziehen; ringsum weidete die klein gewordene Herde unter der sorglichen Hut eines Knechtes, und selbst die zerstampften Felder gaben noch eine kärgliche Ernte.

Endlich schien in die verwüsteten Gaue der Frieden zurückzukehren, denn Tiberius verließ Germanien und ließ den leutseligen Sentius Saturninus als Statthalter zwischen Rhein und Weser zurück, einen Mann, der das Vertrauen der Germanen durch Milde zu gewinnen suchte.

Keiner gedachte mehr mit Klage der Verlorenen; Rumerich und Dagobert aber ließen Haupthaare und Bart, die sonst im Frieden kurz geschoren wurden, wachsen zum Zeichen des Gelübdes, das sie abgelegt hatten, Teutobald und Hadumar an den Römern zu rächen, ob auch Jahre und Jahrzehnte vorübergehen würden, ehe die Zeit dazu käme.

Verno und Germar erstarkten von Tag zu Tag mehr unter Jagd- und Waffenübungen, Friedibert trug das greise Haupt wieder aufrecht, Frau Gutta aber hatte das ihre unter der Last des Leides gesenkt und war verschieden. Mann und Söhne trugen die Leiche, wie sie gewünscht hatte, zum Totenhügel der Ihren in den Wald, zündeten den Scheiterhaufen an und begruben die Asche. Vater Friediberts Haus aber bewohnte nun Rumerich, dem zweimal sein Haus stromabwärts an der Lippe abgebrannt und die Herden weggetrieben worden waren. Amalgunda, sein Weib, wartete des Herdes, rüstete den Tisch für den Mann und seine Brüder und pflegte treulich den alten verwitveten Schwäher.

Dagobert aber ward es nimmer heimisch im neuen Hause, wo die Gestalten der ehrwürdigen Mutter und der Schwester, der Freundin seiner Kindheit, nicht mehr am Herde walteten. Darum, als abermals Sonnenwendfest gefeiert wurde, als Kunerich mit den Schwägern, die ihn besucht hatten, am Tische saß samt den jungen Brüdern und alles Leid der letzten Jahre versenkt war in der Lust frischen Lebens, führte Dagobert den Vater beiseite und sprach: „Ich bin dreißig Jahre alt, Vater, es ist an der Zeit, daß ich mein eigen Haus gründe.“

„Thue das, Dagobert!“ erwiderte der Greis erfreut. „Ich überlasse dir das Acker- und Wiesenland, das im Walde gelegen und verwildert ist; du mußt es wieder urbar machen, denn was an Feld und Weiden hier ums Haus gelegen ist, habe ich Kunerich zugesagt. Dazu sollst du noch ein Joch Rinder haben, zwei Kühe, zwei Mutterschafe, ein Mutter Schwein, eine Gans mit der Brut, auch das junge Stutenfüllen und einen der Knechte. Mehr habe ich nicht mehr zu geben.“

„Es ist genug für mich, Vater, was bedarf ich mehr?“ versetzte Dagobert. Denn er selbst war indessen nicht müßig gewesen; Wolfs- und Bärenpelze, Auer- und Elenhörner hatte er in dem kleinen Gelasse, worin er schlief, aufgeschichtet; er war ein kühner, unermüdlicher Jäger. Diese verkaufte er an den römischen Händler, der von Zeit zu Zeit das Land durchzog, und kaufte dafür beim Schmiede Ätze und Beile, Spaten und Kelle.

Auf der Waldlichtung aber, wo seiner Schwester und Teutobalds Grabhügel grünte samt dem der Mutter, lagen große und kleine Baumstämme bereit, die er selbst mit starkem Arm gefällt hatte, um daraus einst sein Haus aufzubauen. Sobald die lauen Märzenglühe das Eis aufgetaut hatten und der Schnee schmolz, ging er Tag für Tag in der Frühe hinaus mit dem Knechte, und unablässig arbeiteten beide bis zum späten Abend. Erst gruben sie das kellerartige Erdgefaß im Boden, das sowohl zur Aufbewahrung von Früchten als auch zum Weberaume diente. Dann ging's an die Zimmerarbeit. Ein Gaugenosse, der als Zimmermann bei manchem Bau zu helfen pflegte, gab Anleitung zum Behauen der Stämme und half zuletzt das Haus aufrichten, — Vater Friedibert überließ ihm zum Lohne ein junges Kuhkalb. Die Zwischenräume des Gebälkes wurden mit einem Gemengsel von Lehm und Stroh ausgefüllt, das bald zur festen Wand austrocknete. Bei dem Dache endlich, das mit Stroh gedeckt wurde, half Kunerich mit seinem Knechte nach.

Währenddessen trieb der Wald ringsum Knospen und Blätter, im Moosgrunde blühten die ersten Frühlingsblumen auf, der Schlehdorn bedeckte sich mit schneeiger Blüte. Ringsum klang Vogelsang, so jubelnd, als wollten die kleinen gesiederten Sänger Glück zu dem Baue, Frieden und Freude ins neue Haus wünschen.

Zuletzt wurde von den Abfällen des Baues eine kleine besondere Hütte für den Leibeigenen erbaut. Rund wie ein Bienenkorb, von wenigem Holzwerk und Lehm

aufgeführt, wurde sie im Innern in zwei Hälften geteilt, die eine für das Vieh, denn ein Kalb und ein Ferkel hatte Dagobert dem Knechte zum Anfang für seinen künftigen Haushalt zugesagt, — die andere für die Bewohner. Um das ganze Gehöfte wurde der Etterzaun gezogen.

Neben dem Hausbau hatte Dagobert nicht versäumt, mit Hilfe des Knechtes die verwilderten Felder zu bestellen, und freudig sproßten Korn, Gerste und Hafer samt dem blaublühenden Flachse der Ernte entgegen.

Bei der Gauversammlung, die zur Vollmondszeit vor der Ernte gehalten wurde, stellte Friedibert seinen Sohn, der mit neuen Waffen bekleidet erschien, der Gaugemeinde vor und wies vor dem Anführer des Gaues und der Gemeinde nach, welche Stücke urbar gemachten Landes er demselben als Eigentum überlasse. Dagobert wurde als selbständiger Gaugenosse anerkannt und ihm von der Gemeinde sein Teil an der Eichelmast im Bannwald und am gemeinschaftlichen Weideland angewiesen.

Am andern Tage begab sich Dagobert nach dem Hause Childerichs, der weiter unten an der Weser wohnte. Dort war er einmal als Fremder eingekehrt, verirrt auf der Jagd. Gotelinde, die Tochter des Hauses, hatte ihn gastfrei bewirtet, und ihre freundliche Weise hatte des Gastes Herz gewonnen, so daß er den Wunsch trug, sie als Hausfrau in sein Haus einzuführen. Jetzt kam er, um ihren Vater Childerich darum zu fragen, nicht ohne schüchternes Bangen, denn Childerich war ein reicher Mann, er hatte große Herden, ein ausgedehntes Stück Feld, und leibeigene Knechte und Mägde wohnten ihm in Hütten ums Haus her.

Während Dagobert am gastlichen Tische saß, den schäumenden Bierkrug vor sich, trug er dem Hausherrn, der ihm gegenüber Platz genommen hatte, seinen Wunsch vor. Er verhehlte nicht, daß er nur geringes Besitztum habe und zählte dasselbe auf. „Neu ist das Haus,“ schloß er, „rötlich bemalt; an Geräte habe ich alles angeschafft, was der Hausfrau von nöten, irden und hölzern Geschirr, dazu von Erz einen Braukessel und einen Farbenkessel zum Färben für die Gewande. Das habe ich von meiner Jagdbeute mir erworben, und noch sind Felle und Pelze genug für den Hausbrauch vorrätig.“

Das Auge fest auf den jungen Mann geheftet, hörte Childerich ihn an. „Bist du es nicht, von dem sie sagen, daß er beim Gelage am Herdfeuer niemals Würfel berührt?“ fragte er sodann.

„Ich bin's — ich habe es einst gelobt,“ antwortete Dagobert und berichtete treu, was an jenem Abende sich zugetragen hatte.

„Wohl dir!“ sprach Childerich; „schon mancher Mann, der Haus und Feld und Herden besaß, hat sie verspielt, — ja mancher hat sogar seine Freiheit selbst verwürfelt und ist als Knecht gestorben. Wohl dem Weibe, dessen Mann keinen Würfel berührt!“ Bei diesen Worten stand er vom Tische auf und rief die Tochter herzu,



die draußen auf dem grünen Ager Linnen zur Bleiche ausbreitete. Als sie eingetreten war, begann er: „Dieser junge Mann, Dagobert, Friediberts Sohn, begehrt dich zum Weibe. Er ist ein freier Mann von wackerer Art, aber klein seine Herde. Entscheide du selbst, ob du Mühe und Arbeit mit ihm teilen willst!“

„Ich will es, mein Vater,“ antwortete Gotelinde, und Childerich nahm beider Hände und verlobte sie einander. Die Hochzeit wurde aufs nahe Erntefest angesetzt.

Froh kehrte Dagobert nach dem Vaterhause zurück, und all die Seinen nahmen teil an seinem Glücke. Dem Vater und dem Bruder schmeichelte es, mit dem reichen und angesehenen Hause Childerichs verwandt zu werden.

In seinem Glücke vergaß Dagobert nicht, auch seinem Knechte Runo Wort zu halten, dem er versprochen hatte, für ihn um die flinke Berchta, die Magd seiner Schwägerin, zu freien. Unter der gemeinsamen Arbeit im stillen Walde waren Herr und Knecht gar vertraut geworden, und Runo, welcher empfand, daß Dagobert ihm ein guter Herr sein werde, hatte ihm seinen Wunsch anvertraut.

Frau Amalgunda zögerte zwar, denn ungern verlor sie die Magd; da aber Dagobert ihr die schöne Auerochsenhaut samt den Hörnern versprach, die er noch im letzten Winter als Jagdbeute heimgebracht hatte und um die er von dem Bruder beneidet worden war, sagte sie zu. Dagobert aber reute der teure Preis nicht, denn der Germane hielt sein Wort, einem Knechte gegeben, so heilig, als wenn er's einem Fürsten verpfändet hätte.

4.

Das Hochzeitsfest.

Und von des Rheines Drillingsquellen,
Bis seine Flut vergeht im Sand,
Bis zu der Weser Felsenschwellen
War römisch Gehnt- und Binsenland.

Das war ein frohes Erntefest! Tags zuvor kam Dagobert mit Vater und Brüdern nach Childerichs Hause, wo sie die zahlreichen neuen Verwandten versammelt trafen. Feierlich begab sich der ganze Familienkreis nach dem heiligen Eichenhaine, wo der Vater der Braut die Gottheit durchs Los über die Zukunft des Paares befragte. Im weihervollen Dunkel des Haines knieten sie im Kreise umher, Augen und Hände zum Himmel aufhebend. In der Mitte stand der Hausvater und rief in wenigen, ehrfurchtsvollen Worten die Götter an, daß sie die Neuvermählten in ihre schützende Obhut nehmen möchten. Nun reichte ihm die Brautmutter ein kleines

Bündel Stäbchen, von dem Zweige eines Apfelbaumes genommen, jedes durch ein anderes Zeichen unterschieden, das in die dunkle Rinde eingeschnitten war. Zugleich breitete sie ein weißes Gewand auf die Erde. Schilderich streute, die Augen gen Himmel gerichtet, die Stäbchen auf das Gewand. Dann griff er mit stets emporgerichtetem Blicke eins ums andere auf, beschaute es und merkte sich die Reihenfolge der verschiedenen Zeichen.

Dreimal warf er das Bündel nieder, dreimal griff er die Stäbchen wieder auf. Das erste Mal blieb seine Miene ernst, beim zweiten Male heiterte sie sich auf, und als er nach dem dritten Male die Stäbchen zusammenfaßte und seinem Weibe zurückgab, sprach er fröhlich: „Die Zeichen lauten günstig; das erste war warnend, das zweite gut, das dritte glückverheißend. Mich bedünkt, daß ihr, meine Kinder, im Anfange eures Hausstandes von Leid oder Sorgen nicht werdet verschont bleiben, aber gnädig werden's die Götter für euch wenden, und helle wird die Sonne ob eurem Hause scheinen.“

So erfragten unsere Voreltern in heiligen Hainen der Götter Willen. Tempel zu bauen wie die Griechen und Römer wagten sie nicht; wie sie selbst am liebsten im grünen Walde weilten, so fühlten sie sich im Wehen und Weben uralten, schattenden Waldes von geheimnißvoll waltender Gottesnähe erfüllt. Darum weihten sie den Göttern abgegrenzte Haine. Weitästige Eichen breiteten sich hier in stattlichen Wölbungen über dem schlichten Steinaltar, immergrüne Eibenbäume strebten als schlanke Pfeiler empor, laubdichte Linden und Buchen schlossen den Hain ein und verbreiteten dämmerndes Dunkel.

Hier verehrten sie als Gott der Götter Wuotan, den Webenden, Waltenden, als Herrn des Himmels und Schöpfer der Welt; alldurchdringend, neuschaffend und bildend erschien ihnen seine Macht und Kraft. Die andern Götter waren Ausflüsse aus Wuotans oder Wodans Wesen, er sie zugleich alle umfassend, Donar, der über Wolken, Winde und Regen gebietende, durch die Lüfte fahrende, und Thio, der als Sohn Wodans verehrt wurde, der die Schlachten leitete, den Menschen geneigt war.

Als Göttin war vornehmlich gefeiert die liebliche Freya mit goldenem Haar, die den häuslichen Herd beschützte, dem Fleiße sich hold zeigte, weshalb das Flachs-feld ihrer Huld empfohlen ward.

Loki hieß der schreckliche Gott, von dem das Übel kam, der auf der Menschen Verderben sann, zur Strafe seiner Unthaten von den Himmelsgöttern in Fesseln gelegt war. Seine Tochter war Hella, die schwarze Göttin, die tief im Dunkel der Erde die Seelen der Abgeschiedenen empfing und diejenigen festhielt, die nicht im ehrlichen Kampfe gefallen, zu den Helden in Wodans Saal nicht aufgenommen wurden.

Frohen Mutes erhoben sich die Versammelten. Die Verwandten wünschten dem Paare Glück, die beiden Väter schüttelten Dagoberts Hände, die Mutter aber

drückte ihre Tochter ans Herz. Dann kehrten alle heim zum festlichen Mahle in Childerichs Hause. Es schäumte das Bier, es perlte der süße Met in zahlreichen Trinkhörnern, von denen einige in Silber gefaßt waren. Die Ernte war allenthalben glücklich eingebracht worden, darum hatten die Männer Zeit und waren fröhlichen Mutes; die neuen Verwandten schlossen Bekanntschaft und tauschten Nachrichten über diese und jene Vorfälle in den verschiedenen Gauen ein, denen sie angehörten.

Auch Frauen, die sonst am Gelage der Männer nicht teilnahmen, waren bei dem Familienfeste zugegen. Sie saßen an einem kleineren Tische in der Nähe des Herdes und pflogen zusammen Gespräche über ihre Kinder, Knechte und Mägde, über die Herden, den Garten, den Webstuhl und die Kunst, Zeuge zu färben.

Die Männer aber, nachdem sie sich über Saat und Ernte, Jagd und Gauversammlung unterredet hatten, führte das Gespräch auf die römischen Landesbedrücker.

Nur ein Jahr lang hatte der leutselige Sentius Saturninus im Lande zwischen Rhein und Weser als Statthalter gewohnt. Als ein Mann von milder Art und zugleich von vollendeter römischer Staatsklugheit strebte er nicht durch Gewalt, sondern durch Verbreitung römischer Sprache und römischer Bildung die Germanen zu unterwerfen. Er hatte besonders die angesehensten Familien, die Gaugrafen und die Fürsten, durch ehrenvolle Auszeichnung zu gewinnen gesucht. Darum erwirkte er dem ganzen Hause des Cheruskerfürsten Siegmar von Kaiser Augustus das römische Bürgerrecht und bewog Siegmar, seine beiden Söhne, welche die Römer Armin und Flavus*) nannten, nach Rom ziehen zu lassen, damit sie mit Tausenden germanischer Jünglinge, die ihnen folgten, im Heere des Cäsar Augustus den römischen Kriegsdienst lernten.

Flavus war in Rom zurückgeblieben, gefesselt vom Glanze der römischen Bildung und Sitte. Hermann aber, von den Römern Armin genannt, nachdem er sich erst durch tapfere Thaten im Kriege gegen fremde Völker bewährt hatte, kehrte zurück nach der deutschen Heimat, die ihm teurer war, als Rom mit seinen Palästen.

Sentius Saturninus ließ außerdem Straßen bauen, römische Städte anlegen und römische Händler das Land durchziehen. Man zweifelte in Rom nicht mehr, daß, wie die andern Länder alle, endlich auch das starke Germanien sich der römischen Herrschaft willig fügen werde. Da wurde Sentius Saturninus abberufen, um mit drei Legionen nach Böhmen zu ziehen, wo der große Suevenfürst Marobod sich ein Reich gegründet hatte, das selbst im stolzen Rom gefürchtet wurde. An seine Stelle wurde nach dem Standlager an der Lippe Quintilius Varus geschickt, um den Cheruskern, den Chatten, den Bructerern und all den umwohnenden

*) Blondkopf.

Stämmen, die jetzt für unterworfen galten, die Verfassung einer römischen Provinz zu geben und in deren Gefolge namentlich das römische Gerichtswesen einzuführen.

Drei Legionen standen um ihn im Standlager Aliso an der Lippe, zwei weitere unfern am Rhein; einzelne Kohorten waren in den zahlreichen römischen Städten und Kastellen den Rhein und die Donau entlang verteilt. Doch Varus, an sllavische Orientalen gewöhnt, vermochte es nicht, wie der milde Sentius, die römische Herrschaft ohne fühlbare Härte bei den bisher freien Germanen geltend zu machen. Noch kein volles Jahr war er in Germanien, und schon empfanden die umwohnenden Gaue den Druck, den er ausübte, als unerträglich.

Darum verwandelte sich die fröhliche Stimmung der Hochzeitsgesellschaft schnell in eine ernste, sobald der Römer gedacht wurde. Nur einer der jungen Männer, der kürzlich zu Aliso gewesen war, rühmte die Pracht und Herrlichkeit, die er dort geschaut habe. Er wies stolz auf die blinkende römische Rüstung, die er trug, und auf das schimmernde Gewand, in dem seine Frau prangte, mitten unter den Schwestern und Schwägerinnen, die ihr schlichtes Gewand von selbst gefärbtem blauen oder roten Linnengewebe trugen.

Ihm versetzte auffahrend Dagobert: „Was prangst du mit römischen Waffen? Unsere Framea durchdringt den römischen Panzer, unsere rohen Schwerter schlagen den Römer nieder. Unsere Frauen aber im heimischen Gewande, gleichen sie nicht den frischen Blumen der Wälder?“

Hochmütig lächelnd meinte sein Gegner: „Dem, der Besseres nie gesehen, mag unser Leben gut dünken. Wer die Römer kennt, der weiß, wie viel wir zu lernen haben, um ihnen zu gleichen.“

„Lernet von ihnen — und werfet eure Freiheit dahin!“ rief Dagobert wild. „Der Römer Sitte macht uns aus freien Mannen zu römischen Knechten!“

Die Mehrzahl stimmte Dagobert bei, und es schien sich weiterer Streit zu entspinnen. Darum gab Childerich das Zeichen zum Ausbruch des Hochzeitszuges. Feierlich wurden die Weihgeschenke gewechselt. Dagobert übergab seiner Braut Framea, Schwert und Schild samt einem mit Blumen bekränzten Rindergespann, zum Zeichen, daß er sie zu schützen wie zu ernähren imstande und bereit sei. Er dagegen empfing aus ihrer Hand eine volle Waffenrüstung, die ihm Gewähr sein sollte, daß sein Weib ihm treue Gefährtin auch in Kampf und Not des Lebens sein werde.

Darauf verließ die Verlobte das Vaterhaus, begleitet von den Eltern und Verwandten; die leibeigenen Knechte und Mägde riefen der scheidenden Tochter des Hauses ihr »Fahre wohl« nach, und das Waldesdunkel nahm den Brautzug auf. Im Schatten der Eichen und Buchen schritten die hohen Gestalten dahin, die Männer im vollen deutschen Waffenschmuck. Ein kurzes Linnengewand trugen die Jünglinge

Germar und Werno, ein Ledergürtel um die Hüfte hielt das Schwert; die Rechte umspannte die eisenbeschlagene Framea, die Linke hielt den selbstgeflochtenen Schild. Den reiferen Männern hing lose über die Schulter noch der kurze Mantel. Im rotgefärbten Wollzeuge, das die kunstfertige Hand seines Weibes gewoben und mit weißem Lämmerfell besetzt hatte, prangte Kumerich; Dagobert trug eine selbst zuge schnittene Auerochsenhaut, Childerich einen blauen Mantel mit Wolfspelz besetzt. Letzterer war überdies, sowie auch Friedibert, über dem Linnenrock noch mit einem Lederwamse ohne Ärmel bekleidet. Arme und Beine waren unbedeckt, wie auch das Haupt, nur die Füße waren durch Lederschuhe geschützt.

Ein kurzes Linnengewand ohne Ärmel trugen auch die Braut und die Mädchen, ihre Gespielen, doch war dieses mit farbigem, rotem und blauem Saume und ähnlichem Gürtel verziert. Dagegen floß das Gewand der Brautmutter und der übrigen älteren Frauen bis zum Knöchel herab; auch waren ihre Arme in faltigen Ärmeln verhüllt. Für das Haupt dagegen hatten auch sie keine andere Bedeckung, als die der ergrauenden Haare. Blaue Kornblumen und rote Feldblumen hatten sich die Gespielinne der Braut in die blonden Haare gesteckt, die Braut aber trug einen Immergrünzweig um die Stirne geschlungen.

Jetzt blinkte das Haus in seinem röttlichen Schmucke aus der Waldblichtung; auf dem Ackerfelde nebenan stand, Garbe an Garbe schon aufgebunden, das reife Korn, auf dem Rasen weideten die beiden Kühe und die Schafe; die Gans mit ihrer Brut schwamm auf dem Bache, das Mutterschwein mit seinen Jungen grunzte vom Waldessaume her und das Fohlen sprang wiehernd auf seinen Herrn zu; aus ihrer Hütte aber kamen glückwünschend Kuno und Berchta der jungen Herrin entgegen.

Den Verwandten Gotelindens gefiel das kleine Anwesen gar gut, und die junge Hausfrau trat an der Hand des Mannes unter leise geflüstertem Anrufe der Götter über die Schwelle. Sie fachte, von den Frauen im Kreise umgeben, das erste Feuer auf dem Herde an; Dagobert aber spannte die Rinder an den Wagen, um, gefolgt von den Männern, die erste Ernte vom eigenen Acker heimzuführen, ehe die sich neigende Sonne hinter dem Walde verschwand. Eine volle Garbe goldschimmernden Korns, umwunden mit Blumen, ließ er auf dem Acker zurück, als Gabe des Dankes für die himmlische Spende von Sonnenschein, Regen und Tau. Den gefiederten Sängern der Lüfte ward's willkommene Gabe. Frohwitschernd sammelten sie sich auf der Opfergarbe und wurden nicht verjagt, denn sie galten dem Opfernden als Boten der Himmlischen, daß ihnen das Opfer genehm sei.

Plötzlich — was gleißte vom Walde her? Stahlhelm und Harnische schienen's, die Waffen römischer Krieger. Es war keine Täuschung! Alsbald betraten die Waldblichtung drei Boten des Quästors, die von dem neuen Hausvater den Zehnten seines Ernteertrages einzufordern kamen. Dem spähenden Auge des römischen

Beamten war die kleine neue Ansiedlung nicht entgangen, und wie ein Geier, der sich auf den Raub stürzt, fielen seine Unterbeamten dort ein.

Wie flammte es wild in Dagoberts Auge! Wie zuckte seine Hand nach der Waffe! Entweiht schien ihm sein Besitztum durch den Fußtritt der Römer, unsägliches Schmach dünkte es ihm, daß die stolzen Fremdlinge es wagen durften, von dem Felde des freien Mannes, als wäre es das ihre, Zins zu fordern.

Blutig hätte vielleicht der frohe Hochzeittag geendet, wenn nicht Childerich, der besonnene Mann, die Hand auf seine Schulter legend, ihn mit kurzem, eindringlichem Worte gemahnt hätte, sich der Gewalt zu fügen, da er sein Leben, seine Sicherheit und sein Gut um seines jungen Weibes willen zu schonen verpflichtet sei.

Dieser Mahnung gehorchend trat Dagobert zurück und schaute stumm mit an, wie die Römer die Garben zählten, die schönsten derselben auswählten und auf den Wagen luden, der, von römischen Soldaten bewacht, ihnen nachgefahren kam.

Jetzt hatten die Römer ihr Werk vollbracht, und der Anführer hieß den Wagen weiterfahren, um auch vom nächsten Gehöfte den Zehnten darauf zu laden. Wohl schauten die römischen Soldaten, die ihn begleiteten, verlangend nach dem Hause auf. Die bekränzte Thüre verriet, daß Hochzeit dort gefeiert werde; sie waren ermattet und dürstend vom weiten Gange, und die Germanen pflegten sonst so gastfrei zu sein. Doch über Dagoberts fest geschlossene Lippen kam kein Wort der gastlichen Ladung. Er rief nicht der Frau, daß sie den Krug mit schäumendem Bier und den Hochzeitkuchen über die Schwelle bringe und die Fremdlinge labe. Lüge war seinem Wesen fremd; er konnte die Römer, die er auf Leben und Tod haßte, nicht gastlich bewirten als Freunde.

Sie zogen ab, innerlich grollend über das rauhe Land und seine rauhen Menschen. Dagobert aber führte den Erntewagen ins Haus, und die Gäste folgten ihm nach. Sie halfen ihm, die Garben abzuladen und in dem Schuppen aufzuschichten, der mit leichtem Dache ohne Wände neben dem Hause errichtet war — denn gegen Diebe brauchte er nicht verwahrt zu werden. Dann reichten sie sich um den neugezimmerten Tisch, auf dem die Hochzeitkuchen, von Berchtas kundiger Hand bereitet, neben Bier und Met winkten. Doch die ungetrübte Heiterkeit wollte nicht mehr eintreten. Mit unwölkter Stirn saß der junge Hausvater oben am Tische. Die gehasteten, stolzen Römergestalten waren, die Freude verjagend, mitten in sein Hochzeitfest getreten. Ob die Gäste auch allmählich sich wieder erheiterten beim Mahle, beim Becherklang und Sang, — er konnte die Gewaltthat nicht verwinden und vergessen, die er am festlichen ersten Tage seiner häuslichen Würde hatte hinnehmen müssen.

5.

Die Schreckensbotschaft.

Die Freiheit sank in den blutigen Staub,
Germanische Ehre ward römischer Raub,
Es welkte der Eiche herrlicher Kranz,
Und die Fessel umschlang den Germanen ganz.

Am folgenden Morgen segneten scheidend Vater und Mutter die junge Frau, es herzten sie zum Abschied die Jugendgespielfinnen, die Verwandten; alle wünschten Glück und Segen ins Haus. Dann ward's stille in der Waldlichtung.

Dagobert brach die Felder zur Wintersaat um, sammelte Heu für seinen kleinen Viehstand, fällte mit Runo Holz für den Winterbedarf des Herdes und begann Korn, Gerste und Hafer auszudreschen. Dazwischen aber ging er tagelang auf die Jagd in die Wälder, so oft er wußte, daß Runo mit Hilfe der umsichtigen Hausfrau die notwendigen Arbeiten werde besorgen können.

Zweimal belaubte der Frühling den Wald, zweimal kehrte das winterliche Fest der Sonnenwende wieder und brachte in die stille Ansiedlung im Walde fröhliches Festgetümmel; es schäumte das Bier, das die Hausfrau braute, beim rötlichen Kienfackelscheine. Ein kleiner Knabe übte die ersten Schritte auf dem blumigen Ager am Hause, ein zweiter schlummerte in der von Runo geflochtenen Korbwiege, als die Blüten wiederkehrten und der Kuckucksruf hell erschallte.

Behaglich auf das Bärenfell ausgestreckt, das, in der Ecke zwischen Herd und Wand ausgespannt, ein Lotterbett darbot, schaukelte Dagobert das kleine Kind in der Korbwiege. Er war von der Jagd gekommen, hatte die Felder besichtigt und zur Ernte reif befunden. Draußen vor der offenen Thüre wehte Runo Sense und Sichel zum morgenden Erntetage, und neben ihm lief, sich am hellen Klang erfreuend, der kleine Teutobald umher. Am lodernden Feuer aber stand Godelinde und bereitete eine Rinderkeule samt Hafermus für die Abendmahlzeit zu.

Da wurde rasch die Thüre aufgerissen und ins Haus stürzte ein Weib mit fliegendem Haare, einen Säugling in den Armen, gefolgt von mehreren weinenden Kindern. „Hilf, Dagobert, rette deinen Bruder!“ rief sie, und erst jetzt erkannte Dagobert in dem verstörten, blassen Weibe seine schöne, mutvolle Schwägerin Amalgunda.

„Was ist Runerich zugestoßen? sprich!“ rief er, indem er sich rasch aufrichtete.

Atemlos, in fliegender Hast berichtete Amalgunda: „Ein Trupp von Römern hat uns überfallen — erst glaubten wir, sie kommen, die Ernte abzuschätzen, aber sie waren da, um Werno und Germar festzunehmen.“

„Ha!“ stieß wild auffahrend Dagobert aus, „was wollten die Römer von den Jünglingen?“

„Sie sollen nach Rom in die Leibwache des Imperators —“ fuhr Amalgunda fort. „Eine germanische Legion will Varus an den Augustus schicken, und dazu läßt er nach schönen, starken Jünglingen fahnden in allen Gauen.“

„Auch dies noch! — Wären sie doch tot! — lieber tot, als in römischen Diensten!“ keuchte Dagobert, dem in der höchsten Aufregung die Stimme versagte.

„Sie sind entflohen, Dagobert,“ fuhr Amalgunda fort. „Auf dem Felde waren sie mit Kunerich, die Ernte, den Segen der Götter, mit scharfer Sichel zu schneiden. Ich mit den Mägden band die Garben.“

Dagobert machte eine ungeduldige Bewegung, und rascher fuhr sie fort: „Als Kunerich sah, wie die Römer nach den Jünglingen griffen, schwang er die Sichel, schlug den vordersten der Römer nieder und rief den Brüdern zu: »Fort mit euch! flüchtet in die Wälder gegen Sonnenaufgang — dort erreicht euch kein Römer!«

„Und sie haben gehorcht und sind entflohen?“ fragte Dagobert atemlos.

„Sie haben sich den Händen der Römer entwunden und sind entflohen,“ berichtete Amalgunda weiter. „Die Schwerebewaffneten versuchten vergebens, die Flüchtlinge im leichten Linnengewande einzuholen, — der Wald nahm sie auf — die Römer aber haben sich in Wut auf Kunerich geworfen, haben ihn gefesselt und weggeschleppt!“ Dagobert fragte nichts mehr; rasch gürtete er das Schwert um den halbnackten Leib und nahm ein Ger und drei scharfgespitzte Wurfspeie in die gewaltige Hand. „Den Weg? sage mir den Weg!“ rief er aus, indem er sich noch einmal nach des Bruders Frau umwandte. Amalgunda gab Richtung und Weg an.

Rasch faßte jetzt Dagobert Gotelindens Hand, schüttelte sie heftig — es war ein Abschied auf Leben und Tod, und eilte hinweg, ohne nur noch einen Blick nach seinen Kindern zu werfen. Gotelinde trat unter die Thüre und schaute dem Scheidenden nach, den sie vielleicht nicht wieder sah. Ihn auch nur mit einem bittenden Wort aufzuhalten, hätte sie nicht wagen dürfen, denn die heiligen Bande der Blutsverwandtschaft heischten, daß jeder Mann mit Blut und Leben für den andern einstehe. Dagobert eilte rastlos vorwärts auf einem schmalen Waldpfade, auf dem er die Römer, die den Umweg der Straße genommen hatten, überholen konnte. Schilderich und seine Söhne samt den übrigen Männern der Sippe zusammenzurufen, blieb keine Zeit. Nur durch Überraschung der Römer auf dem Wege konnte Dagobert hoffen, seinen Bruder zu befreien.

Wie schritt er rasch aus Leibeskräften den einsamen Waldpfad entlang! Oft war er ähnliche Wege dahingerannt, um einen Auerochsen, einen starken Bären oder schnellen Hirsch zu erjagen. Jetzt aber galt es Leben und Freiheit des Bruders; er mußte an den engen Pfad der Kluft beim Ausgang des Waldes

gelangen, ehe die Römer diese Stelle erreichten; dort allein konnte ein einzelner Mann den Kampf mit mehreren aufnehmen.

Schon dunkelte der Abend in der Schlucht, als er dort anlangte; in der Ferne tönten die Schritte geharnischter Männer — er war zur rechten Zeit gekommen.

Jetzt betrat der erste Römer die Klust, — er stürzte nieder, getroffen von der wohlgezielten Framea des Germanen. Mit gellendem Schlachtruf stürzte sich dieser, das Schwert in der Hand, auf den zweiten. Die Schlucht gab Waffenklirren und Ruf in verstärktem Widerhall zurück, so daß es klang, als ob eine ganze Schar von Männern im Kampfe begriffen sei.

„Auf, Kumerich, zerreiße deine Bande! Ich bin hier, dich zu befreien!“ rief Dagobert jenem zu, während er mit der vollen Wucht des nackten, starken Armes auf den schwer bewaffneten Römer eindrang. Da traf ihn von hinten ein Schlag aufs Haupt, und bewußtlos sank er nieder. Der Römer, der von der Framea niedergestreckt war, hatte sich unversehens wieder erhoben. Der Wurfspeer war am Stahlharnisch abgeglitten, nur die Wucht des Stoßes hatte den Mann zu Boden geworfen.

Der Kampf war zu Ende. Als Dagobert aus seiner Betäubung wieder erwachte, fühlte er seine Arme auf dem Rücken gefesselt. Aus einer breiten Kopfwunde rieselte Blut nieder; ohne die dichte Fülle des Haares, die den Hieb auffing, würde sie tödlich gewesen sein. „Wie viele Hiebe mag solch ein Germanenschädel ertragen!“ höhnte einer der Römer, als er das Wiederaufleben des Mannes wahrnahm.

„Das Beil des Vittors wird sicherer treffen, als dein Schwert,“ versetzte finster der Anführer. „Auf denn mit den Gefangenen, wir haben keine Zeit zu verlieren!“ Unsanft wurde der Verwundete emporgerissen und an des Bruders Seite weitergeführt, dem römischen Standlager zu.

Der Abend ging vorüber, ihm folgte die lange, schlaflose Nacht. Gotelinde hatte noch vor Einbruch derselben Runo ausgesandt, um auf dem Wege, den sein Herr gegangen war, Nachricht einzuziehen. Wachend erwartete sie die Rückkehr des Knechtes. Mitternacht war's, als er zurückkam. Er hatte keine Spur seines Herrn gefunden, aber er war in einem Gehöfte eingekehrt, aus dem spätes Licht ihm entgegenschimmerte, und hatte dort vernommen, die Römer haben abends zwei Gefangene daselbst vorübergeführt.

Gotelinde hatte keine fruchtlosen Klagen. Rasch entschlossen befohl sie der Gut der Schwägerin und Berchtas ihre beiden schlummernden Kinder an und machte sich in stiller Nacht auf nach dem Hause ihres Vaters. Den Knecht, der die Herrin schützend begleiten wollte, schickte sie mit gebietendem Wort in seine Hütte. Wie sollte er am Tage der Herde warten, wenn er nicht den Rest der

Nacht ruhte? Sie selbst bedurfte ja keines Geleites. Ein scharfgespitzter Ger, den sie in die Hand nahm, war eine gute Waffe wider die Wölfe. Die übrigen Tiere, Auerochsen, Eber, Hirsche und Elentiere mit scharfem Geweihe pflogen während der Nacht des Schlafes.

So schritt sie rüstig ihren dunkeln Weg entlang, ohne zu irren. Als der Tag sonnengolden anbrach, hatte sie das Vaterhaus im Thale erreicht. Eben erst erhob sich Childerich vom Lager; als wohlhabender Mann, der Knechte genug hatte, plagte er sich selten mit Feldarbeit. Er war erstaunt, die Tochter so früh zu sehen, bestürzt aber, als sie ihm berichtete, weswegen sie komme. Stumm und regungslos hörte er sie an.

„Rette ihn, o Vater, rette ihn aus der Römer Händen!“ schloß Gotelinde.

„Was soll ich thun?“ antwortete Childerich kopfschüttelnd; „wenn ich auch alle Sippen unserer Familie zusammenberufe, so sind wir doch nicht stark genug, um ihn aus dem römischen Lager zu befreien.“

„Verloren soll Dagobert nicht sein, und müßte ich selbst vor Varus treten, meinen Mann mit diesen meinen Händen aus den Fesseln der Gerichtsschergen zu befreien!“ rief Gotelinde aufspringend mit funkelnden Augen aus.

„Nein,“ antwortete beschwichtigend der erfahrene Childerich; „nicht du, eine Frau, sollst dich den Händen der Römer ausliefern. Dagobert selbst wird dies nicht wollen. Ich weiß einen andern Rat. Ich gehe sogleich von hier zum Fürsten Siegmars, er gilt viel bei dem römischen Statthalter, noch mehr gilt sein Sohn Hermann, der selbst in Rom war, in römische Kriegsdienste trat und wie ein römischer Edler geehrt und belohnt wurde. Ist er dennoch ein Deutscher geblieben nach Herz und Sinn und meint er es treu mit den Seinen, wie er selbst behauptet, so soll er bei Varus vorsprechen, Dagobert und Kimerich erretten aus römischer Haft!“

„Geh hin, Vater, sprich zu Siegmars und Hermann!“ flehte Gotelinde.

„Ich werde es thun,“ erwiderte der Vater, „doch erst laß mich ruhen und setze mir ein Frühstück vor! Nüchtern bin ich noch, und einen weiten Weg habe ich vor mir. Bringe mir erst, meine Tochter, was der Herd vermag!“

Wie da Gotelinde eilte, das fast erloschene Feuer anzufachen, wie sie hurtig die reichen Vorräte von Würsten, Schinken und Speckseiten, die im Rauche des Herdes hingen, musterte, um möglichst schnell ein Mahl auf den Tisch zu besorgen, das den Vater Childerich zufriedenstellte und stärkte für den weiten Weg! Und wie die Mutter erstaunt war, als sie mit den Mägden vom Bache heimkehrte, wo sie gebadet und die Leinwand auf den Rasen gebreitet hatten, als sie die fern wohnende Tochter geschäftig am eigenen Herde fand.

Der wohlhabende Mann, der viele der Herden weiden ließ, und dem die

Söhne Wildes genug ins Haus brachten, war heute nicht wählerisch, wie sonst. Nachdem er ein halb zubereitetes Mahl rasch eingenommen, stand er auf, um den weiten Weg zum Wohnsitz des Fürsten der Cherusker anzutreten.

„Sage Hermann, er möge helfen, wenn es wahr sein sollte, daß er in Rom ein Deutscher geblieben ist!“ rief Gotelinde unter der Thür noch dem Scheidenden zu.

„Halte dich ruhig, meine Tochter! Ich werde ihm alles sagen, und er muß Hilfe schaffen!“ rief Childerich zurück, indem er an der Waldecke verschwand.

Als der Abend niedersank, hatte er wegmüde des Fürsten Haus erreicht.

6.

Hermann, der Cherusker.

Gewaltig, hohen Geists und kühn
Erwuchs in deutschen Waldes Nacht,
In deutscher Haine ernstem Grün,
Dem Vaterland zu Heil und Macht
Der edle Jüngling, Fürst und Held,
Der einst den Stolz der Römerwelt
Verschmettern sollte in den Staub
Und mit den siegestarken Händen
Zu wunderbarem Ruhme wenden.

Tags darauf, da der erste Sonnenstrahl am Horizonte erblickte, trat aus der Pforte seines Vaterhauses ein junger Mann, kraftvoll und schön wie der frische Maimorgen; ihm blickte von der Schwelle die alternde Mutter nach.

Er schwang sich aufs Roß, das der Knecht am Baume herbeigeführt hatte. Darauf wandte er sich noch einmal zurück, grüßte zum Abschied und rief ermunternd: „Walte getrost des Hauses und härm dich nicht! Bis der Mond seinen Lauf vollendet hat, sind wir wieder zurück.“

Da rang sich der angstgepreßte Ruf von den Lippen der sorgenden Mutter: „Hermann, wirst du, wird dein Vater mir auch zurückkehren? Wird dein Geheimnis treu bewahrt werden?“

Doch mit zuversichtlich lächelnder Miene versetzte der junge Mann: „Ob Tausende darum wissen — unter den Deutschen ist kein Verräter!“ Mit diesen Worten ritt er hinweg; bald verschwand er den Augen der Mutter und der Knechte, die ihm aus dem Herrenhaus und den Hütten rings um dasselbe, den Wohnungen der Leibeigenen, nachschauten; der stille, dichte Wald nahm ihn auf.

Morgenfrische atmete ringsumher. Die Vögel begrüßten zwitschernd und

jubelnd den Tag; auf dem tauigen Rasen duftete blühender Thymian und roter Klee; die Wipfel der Buchen und Birken blinkten im vollen, satten Grün, und durch die Zweige blickte der Himmel im heitersten Blau.

Die Gestalt des jugendlichen Reiters aber war inmitten dieser Frühlingswelt anzuschauen wie ein herrliches Bild in prachtvoll würdiger Umrahmung. Sein Wuchs war zugleich schlank und hoch, markig und kraftvoll, wie der einer königlichen Eiche. Die glänzend blonden, in natürlichen Locken niederwallenden Haare, die frische, weiß und rötliche Farbe des offenen Antlitzes, die blauen Augen, die bald helle wie Sonnen strahlten, bald düster wie blaue Flammen blickten — bekundeten den Deutschen. Er trug die Kleidung eines germanischen Edelings, einen Leibrock von Linnen, den um die Hüfte ein silberdurchwirkter Gürtel umschlang, ein kurzes Lederwams, das Brust und Schulter deckte, im Winter mit feinem Pelzwerk, jetzt mit blauer Wolle verziert war, darüber einen Mantel aus rotem Wollzeuge, gefärbt und gewoben von den Händen der Hausfrau. Die nervigen Beine waren unbekleidet, die Füße durch lederne Halbstiefel geschützt, das Haupt bedeckt mit einer helmartigen Kappe von Leder, die mit Adlerfedern geschmückt war.

Wohl besaß der junge Reiter auch vollständige römische Rüstung mit allen ritterlichen Ehrenzeichen; denn obwohl er erst fünfundzwanzig Jahre zählte, hatte er schon mehrere Kriege in römischen Diensten mitgemacht und hatte sich durch Mut und Tüchtigkeit bis zur Stelle des Obersten einer römischen Heerschar aufgeschwungen; heute aber zog er vor, die einfache vaterländische Tracht zu tragen. Nur das Schwert an der Hüfte zeigte den römischen Ritter, aber daneben stat im Sattel die deutsche Frama.

Welche Gedanken mochten diese jugendlich glatte Stirne mit so schweren Wolken besäumen? Welcher Entschluß blickte aus den Augen bald drohend ernst, bald freudig und hochgemut? Sein Ritt ging drei Tage lang durch Feld und Wald weiter. So oft er bei einem größeren oder kleineren Gehöfte vorüberkam, hielt er an und sprach wenige Worte mit dem Herrn des Hauses, doch nur zweimal des Tages hielt er kurze Rast, um sich und sein Roß durch Speise und Trank zu erquicken. Nachtlager nahm er in dem nächsten besten Hause, an dem ihn der Weg vorbeiführte, mochte es nun das große Gehöfte eines Edelings, umgeben von Hütten der Laffen, oder das kleine Haus eines armen Frilings sein. Mit Aufgang der Sonne war er allemal wieder zu Rosse.

Bis jetzt hatte sein Weg meist durch waldiges Land geführt, als er aber am dritten Morgen weiterritt, dehnte sich ein fruchtbares, rings angebautes Thal vor ihm aus, durchströmt von der Lippe. Noch wenige Stunden des Rittes — noch war es frischer Morgen — da tauchte mitten aus grünenden Gärten, mit Obst-

bäumen besetzt, eine römische Ansiedlung mit Tempeln und Landhäusern auf, um die sich im weiten Kreise, von mehreren Gassen durchzogen, langgestreckte Gebäude, Kasernen für die römischen Soldaten, nebst den kleineren Häusern der mannigfachen Handwerker und den säulenge tragenen Verkaufshallen für Händler aller Art gruppierten. Dies war der Ort, wo der Statthalter Varus inmitten dreier Legionen seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Früher nur ein Sommerlager für die römischen Heere, die sich des Winters in die wohlbefestigten Orte am Rhein zurückzogen, war es seit wenigen Jahren als Standlager behauptet worden, aus dem sich rasch eine Stadt zu entwickeln versprach.

Der Reiter, dessen Miene sich beim Anblick der Stadt verfinstert hatte, ritt auf die ansehnlichste der Villen, einen kleinen Palast zu, den Quintilius Varus bewohnte. Das Pferd einem der Sklaven übergebend, die im Hofe gelagert waren, trat er festen Schrittes durch die mit prachtvollen Marmorstatuen geschmückte Vorhalle des Hauses, das Vestibulum. Unter der Thüre trat ihm der Pförtner, Ostiarius genannt, mit abwehrender Gebärde entgegen, der Prokonsul sitze beim Frühstück und dürfe jetzt nicht gestört werden. Doch der junge Cherusker nannte seinen Namen und ehrerbietig öffnete ihm der Ostiarius die Thüre des Vorzimmers, Atrium genannt, wo er ihn zu warten bat, bis er dem Statthalter gemeldet sei.

Gleichgültig über den prachtvollen Mosaikboden wegschreitend, betrachtete der junge Germane inzwischen die Wandgemälde, die das Atrium schmückten. Er war nicht unempfindlich für ihre Schönheit, hatte doch sein Auge in Rom selbst sich dafür geübt! Aber die Pracht, die ihn umgab, verwirrte und blendete ihn auch nicht, wie so manchen Germanen, der sie zum erstenmal schaute. Er trug in sich das Gefühl von Höherem; mit hellem Blick hatte er in Rom durchschaut, wie unter dem Glanz der höchsten Bildung inmitten der Schönheit jener Kunstgebilde, die den Sinnen schmeichelte, sich die tiefste sittliche Fäulnis verbarg. Mit reinem Sinne zurückschauend vor der römischen Verworfenheit war er zurückgekehrt in die frische Luft der germanischen Wälder, in denen Männer sich sammelten zum gemeinschaftlichen Räte, zu den einfachen, kunstlosen Häusern, wo am Herdfeuer die deutsche Hausfrau waltete.

Ähnliche Gedanken mochten jetzt hinter der hohen, freien Stirne sich bewegen, als er ein Gemälde betrachtete, dessen Schönheit einen römischen Beschauer fesseln mochte, das aber dem deutschen Auge mißfiel. Doch eben kehrte der Ostiarius zurück und sprach ehrerbietig: „Varus will dich sogleich empfangen. Folge mir ins Triklinium, Ritter Arminius!“ Er öffnete eine Thüre zur Rechten und hob den Purpurvorhang, der innerhalb derselben niederwallte.

Hier, im Triklinium, dem kleinen Speisegemache, hatte sich Varus zum Frühstück niedergelassen. Der vornehme Römer liebte es nicht, allein zu speisen,

darum waren zwei junge Römer, Söhne edler Familien, zum Frühstück geladen worden. Jeder derselben lag auf einem kleinen Ruhebett mit schwellendem Polster vor dem Tische, auf dem silberne, goldene und krystallene Gefäße schimmerten.

Varus selbst war ein Mann von etwa fünfzig Jahren; das gelblich blasse Antlitz war von echt römischem Schnitte, die dunkeln, eingesunkenen Augen hatten einen schlaffen, verlebten Ausdruck; die kurzgeschnittenen, einst schwarzen Haare waren stark ergraut. Seine beiden Gäste waren, der eine mit dem feurigen Blick und der stolzen Haltung, Anführer einer Kohorte, der andere mit den grauen, durchdringenden Augen und dem höhnischen Lächeln um die fleischlosen Lippen, ein Rechtsgelehrter.

Die Wände des Gemaches waren mit zierlichen Wandmalereien geschmückt, welche die griechischen Sagen von Bacchus darstellten; in den Ecken standen Marmorstatuen; der Fußboden von verschiedenfarbigem Marmor war zum großen Theile mit einem kostbaren persischen Teppich bedeckt. Purpurvorhänge verhüllten die Thüren, waren aber an den Fenstern zurückgeschlagen, um den freundlichen Strahlen der Sonne Eingang ins Gemach zu gönnen. Drei schön gekleidete jugendliche Sklaven bedienten die Speisenden. Andere trugen geräuschlos die Speisen auf und wieder ab.

„Wie munden dir die Forellen, Cajus Calpurnius?“ fragte Varus den jungen Rechtsgelehrten.

„Der Fisch ist untadelhaft zubereitet,“ lautete die Antwort. „Ich erinnere mich nicht, daß ich je in Rom besser gespeist hätte, als bei dir, vortrefflicher Publius Quintilius.“

„Du schmeichelt mir,“ versetzte Varus; „doch ist wahr, daß ich meinen Köchen vor der Abreise zu Rom den sorgfältigsten Unterricht geben ließ. Überhaupt übertrage ich jedem einzelnen nur eine Art von Gerichten, so daß je einer nur Fische, ein anderer Braten, ein dritter die süßen Speisen zu bereiten hat. Nur auf diese Weise erlangen die Köche die höchste Vollkommenheit in ihrer Kunst.“

Jetzt wurden die Gerichte gewechselt, die Sklaven trugen den Nachtisch auf.

„Welch schmackhafte Erdbeeren!“ rief Eggius, der Kohortenfürher, aus; „wie frisch und welch markiges Fleisch! Unmöglich kannst du sie von Rom bezogen haben.“

„Sie wachsen hier in den Wäldern, Eggius. Einmal gezwungen in diesem rauhen Lande zu leben, muß man sich den Aufenthalt so angenehm machen, wie man kann. Und die Mühe ist nicht vergebens. Allmählich findet römische Gesittung Eingang auch bei den germanischen Barbaren.“

„Gewiß, Publius Quintilius,“ sprach der Rechtsgelehrte, indem sein unheimliches Lächeln stärker hervortrat, „selbst der Neid muß dir gestehen, daß du es

trefflich verstehst, auch dieses bis jetzt unergiebiges Land dem Kaiser zinsbar zu machen.“

„Ja,“ nickte der Statthalter, indem er einen Kelch mit Chierwein zum Mund führte, „der erhabene Augustus braucht Geld, und angenehm ist im Kaiserpalaste, wer dessen reichlich nach Rom schickt. Germanien vermag nur wenig zu entrichten im Vergleich zum reichen Syrien, doch mit klugem Blick und festem Willen läßt sich manches auch aus dem armen Lande ziehen. Flaum und Federn der germanischen Gänse, Pelzwerk der Wälder, Wolle der Schafe, endlich Schinken und Würste der Schweine, das alles giebt Handelsware, die sich gut verwerten läßt und Zinse für den erhabenen Cäsar abwirft.“

Indessen waren persische Sklavinnen eingetreten, die, in schimmernde seidene Gewänder gekleidet, einen kunstreichen Tanz ausführten. Die vornehmen Römer liebten es, während der Mahlzeit sich an Schauspielen aller Art zu ergötzen.

Während Varus und seine jüngeren Gäste die Augen an den anmutigen Gruppen weideten, welche die Perserinnen abwechselnd bildeten, kam der Ostiarius Kleophon, ein Freigelassener, der die Aufsicht über die Sklaven führte, um dem Statthalter zu melden, daß ein deutscher Fürst ihn zu besuchen komme.

„Der Barbar mag warten, bis ich vom Tische aufstehe! Im Triflinium will ich nicht gestört sein,“ lautete die hochfahrende Antwort des Römers.

„Er verlangt dringend, dich sogleich zu sprechen,“ warf der Freigelassene ein.

„Wer ist es?“ herrschte Varus ihm zu.

„Fürst Arminius,“ sagte Kleophon.

„Arminius?“ rief Varus aus, indem er sich rasch umwandte; „Fürst Arminius hat zu jeder Zeit Zutritt im Triflinium wie im Atrium und Tablinum.“

„Der junge Mann,“ fuhr er mit seltsamer, gepreßter Stimme fort, „hat zu Rom Aufsehen erregt durch Wohlgestalt und Geist. Ich soll ihn behandeln, will Augustus, wie einen zu Rom geborenen Ritter.“

Noch sprach er, als der Cheruskerfürst eintrat. Sein Wuchs überragte an Höhe und gewaltigem Gliederbau die Gestalten der Römer. Das schöne, offene Antlitz mit der weiß und rötlichen Farbe stach auffallend ab von den bräunlich blassen Gesichtern der Römer. Ob die Deutschen sonst auch bei den stolzen Römern Barbaren hießen, dieser Cheruskerfürst hatte eine Hoheit in seiner Haltung, in dem Blicke seines Feuerauges, die auch den übermütigen Römern Achtung einflößte. Das höhnische Lächeln verschwand von den Lippen des Prätors Calpurnius, und der stolze Eggius erwiderte mit Höflichkeit den Gruß des Eintretenden. Varus aber hieß denselben mit leutseliger Handbewegung willkommen; es lag in der Feuerseele dieses germanischen Fürsten etwas, vor dem Varus ahnungsvoll zurückbebt, und das dennoch, wie ein Hauch von neuer, großer

Zeit seinen ermatteten Geist belebte. Darum stritten in seiner Seele Haß und Bewunderung für diesen Jüngling.

Einer der Sklaven rollte auf des Varus Wink einen Polsterstuhl mit Rücken und Armlehnen herzu, in dessen Samtkissen der Sitzende sich halbliegend versenken konnte. Fürst Hermann aber wies ihn mit lächelnder Bewegung zurück und nahm sich selbst einen einfachen Stuhl aus schön geglättetem Ebenholz. Ebenso lehnte er die leckeren Gerichte ab, die ihm angeboten wurden, und nahm nur dankend einen Becher Weines an, den er, nach scharfem Ritte durstig geworden, in raschen Zügen leerte. Dann nahm er das Wort: „Varus, ich komme des Gerichtstages wegen, den du auf den heutigen Tag anberaumt hast.“

„Ganz gut, Arminius,“ versetzte der Statthalter; „glaube mir, die Roheit der Germanen wird erst dann vollkommen besiegt werden, wenn sie den römischen Gesetzen unterthan geworden sind.“

Eine hohe Röte flog über Stirn und Wangen des jungen Cheruskerfürsten, als der Römer in so verächtlichen Ausdrücken von seinem Volke sprach, doch er begnügte sich mit der Antwort: „Die römischen Gesetze erscheinen den Germanen sehr streng. Darum komme ich, um Fürbitte für zwei Männer einzulegen, Runerich und Dagobert mit Namen.“

„Wessen sind sie beschuldigt?“ fragte Varus gleichgültig.

„Runerich,“ rief Calpurnius dazwischen, „heißt der gemeine Freie, der einen Römer erschlagen hat, welcher gekommen war, für des Kaisers Leibwache zu werben. Seiner wartet das Beil.“

„Verhält es sich also, so kann ich auf deine Fürbitte keine Rücksicht nehmen,“ sprach Varus, und ließ sich während dieser Worte einen silbernen Teller mit Datteln füllen, die er aus Afrika über Rom bezogen hatte.

„Bedenke, Publius Quintilius, daß der Mann schwer gereizt war!“ versetzte Hermann; „die besten Stücke der Herde wurden ihm nach und nach weggetrieben, die trächtige Milchkuh, die Schafe vor der Schur, das Schwein von der Eichelmast, sein einzig Roß, der Stolz und die Freude des freien Mannes. Als ihm zuletzt die Brüder geraubt werden sollten, um gewaltsam der Leibwache des Kaisers eingereiht zu werden, übernahm Runerich der Zorn, und er schlug den Dränger nieder.“

„Du verschweigst,“ fiel Calpurnius ein, „daß durch seine Hilfe die Jünglinge entflohen sind, die ausgehoben waren.“

„Das verstärkt seine Schuld,“ versetzte Varus. „Die reichen Lande von Asien und Afrika legen dem Cäsar Augustus ihre Reichtümer zu Füßen. Germanien hat nur wenig, seine Herden, sein Wild, einige Feldfrüchte und seine waffentüchtigen Männer, aus denen der Kaiser seine Leibwache bildet. Schwer

genug wird es, von den Abgaben, die ich erhebe, auch nur meine Legionen zu erhalten.“

„So kehre doch nach Rom zurück samt deinen Legionen!“ sprach Armin.

„Ich wollte, ich dürfte zurückkehren, und Cäsar Augustus übertrüge einem anderen die Statthalterschaft in diesem kalten Lande. Doch will ich nicht wieder in Rom einziehen, ohne meinen Triumphzug zu feiern, wie die anderen Feldherren zuvor. Und er wird mir nicht vorenthalten werden, wenn es mir gelungen sein wird, im wilden Germanien allenthalben römische Sitte und römische Gesetze herrschend zu machen.“

„Ja, wie vermöchte ein Volk sich über den Zustand der Barbarei zu erheben, das nicht einmal ein feststehendes geschriebenes Gesetz kennt? Wer ist da seines Lebens und seiner Habe sicher?“ rief der Prätor aus.

„Kein Germane rührt das Eigenthum des anderen an,“ entgegnete Armin mit blitzendem Auge, „wie hinwiederum auch keiner dem andern ein Geschenk versagt, um das dieser bittet. Auch von hinterlistigem Mord weiß Germanien nichts; hat einer im Zorn seinen Knecht, oder trunken beim Gelage seinen Nachbar und Freund erschlagen, so richten die Schöffen des Gaues samt der ganzen Gemeinde über ihn und er muß eine Buße erlegen, wovon Weib und Kinder des Erschlagenen oder die alten Eltern leben mögen. Reicht seine Habe nicht zu, so wird er selbst als Knecht ihnen hingegeben und büßt mit seiner Freiheit. — So nimm denn auch du, Publius Quintilius, dem Manne das Höchste, was er hat, seine Freiheit! Reihe ihn in deine Legionen ein, daß er dem Kaiser statt des Erschlagenen diene, aber taste sein Leben nicht an! Eure römischen Gesetze sind zu hart für uns Germanen.“

„Du begehrt, Arminius, was ich nicht gewähren kann,“ sprach Varus; „lassen wir das Gespräch!“ Er winkte mit der Hand, und abermals hob sich der Vorhang, und schöne griechische Knaben traten ein, um zum Vergnügen der kleinen Tischgesellschaft gymnastische Spiele aufzuführen.

Ein Blick der tiefsten Entrüstung bligte aus dem Auge des germanischen Fürsten auf die stolzen Römer nieder, die ein paar Augenblicke, bevor sie das Leben mehrerer Menschen dem Beile der Viktoren preisgaben, an tändelndem Spiele sich ergötzen konnten. Rasch erhob er sich, um das Haus zu verlassen.

„Ich verabschiede mich auf kurze Zeit von dir, Quintilius,“ sprach er mit ruhigem Ernste; „nachdem ich der Gerichtsverhandlung, welche du auf dem Forum anberaunt hast, beigewohnt haben werde, gedenke ich einen Ritt in ferne Gaue zu machen, wo mir Bekannte wohnen, doch werde ich wieder zurück sein, ehe der Mond sich zu füllen beginnt.“

„Lebe wohl, Arminius, die Götter mögen dir Glück zur Reise geben!“ sprach Varus herablassend. Stumm erwiderten die beiden andern Römer den Gruß des Germanen, der dann raschen Schrittes die Villa verließ.

7.

Ruten und Beile.

Und vor ihm her mit drohendem Tritt,
Mit Ruten und Beilen der Viktor schritt;
Dem schändlich mißbrauchten römischen Recht
Ward unterthänig das deutsche Geschlecht.

Raum hatten die Knaben ihr Spiel beendet, als der Sklave eintrat, dem die Besorgung der Sonnen- und Sanduhren oblag, um zu melden, daß die vierte Stunde des Morgens — mit sechs Uhr begann die Zeitrechnung des Tages — vorüber sei. Varus erhob sich, um sich für die Gerichtsverhandlung ankleiden zu lassen, und entließ mit grüßender Kopfbewegung seine Gäste, die ihre Schritte beeilten, denn auch sie hatten auf dem Forum zu erscheinen.

Jetzt eilten zwei Sklaven herzu und rollten sanft und geräuschlos das Ruhebett, von dem Varus sich nicht erhob, in das Ankleidezimmer, das nicht weniger kostbar eingerichtet war als das Triclinium. Die Wandmalereien zeigten hier statt der Gestalten der griechischen Götterlehre Blumengewinde und grüne Ranken, auf denen sich Vögel schaukelten, und während im Triclinium Rot und Gold vorherrschend waren, zeigten hier Vorhänge, Teppiche und Decken der Ruhesitze milchblau mit Silber. Von Silber in feinsten Vollendung der Arbeit war auch das mannigfaltige Geräte auf den Tischen; da waren Töpfe mit köstlichen Salben, kleine Zangen, um Haare und Bart zu kräuseln, Bürsten von verschiedener Größe und noch vieles andere, dessen sich die üppigen Römer zu bedienen pflegten.

Für jetzt ließ sich Varus nur eine frische Tunika, von weichster, glänzend weißer Wolle mit breitem Purpurstreifen, dem Zeichen seiner hohen Würde, anlegen, darüber die sorgfältig in schöne Falten gelegte Toga schlingen und die Füße mit goldgestickten Purpurschuhen umgürten.

Währenddessen kam ein vertrauter Freigelassener, um dem Statthalter zu melden, daß der Prätor und seine Untergebenen, die Viktoren und Dreimänner, sowie der Hauptmann Eggius mit seiner Kohorte vor dem Portikus versammelt stehen. Varus nickte gleichgültig, wechselte noch die goldenen Ringe an seinen Fingern und schritt langsam durch mehrere Gemächer, deren Thüren von dienst-

willigen Sklaven ehrerbietig geöffnet wurden, nach dem Vestibulum, dem von Säulen getragenen offenen Anbau des Hauses, von wo er die versammelte und zum Zuge geordnete Schar überschaute und mit leichter Kopfbewegung grüßte.

Nachdem er mit flüchtigem Blicke sich überzeugt hatte, daß alles in Ordnung sei, schritt er durch die Pforte und bestieg das Pferd, das inmitten des Zuges seiner wartete.

Tausende von Germanen standen ums Forum, den römischen Gerichtsplatz, gereiht, in finsterner Spannung wartend, was das Gericht der Römer über ihre Stammesgenossen verhängen werde. Ein Flüstern rauschte durch ihre Reihen wie fernes Meeresbrausen: „Hermann ist hier, Siegmars Sohn! Er wird Rettung schaffen.“

Aller Augen richteten sich auf den jungen Mann. „Willkommen, Fürst der Cherusker!“ riefen viele ihm zu.

Fürst Hermann verstand gar wohl die Bedeutung dieser Blicke, aber er antwortete ihnen nicht. Mit finsterner Entschlossenheit schritt er nach dem Platze, der ihm nicht fern von dem erhöhten Sitze des Statthalters angewiesen war. Noch immer drang im allgemeinen Flüstern und in Zurufen sein Name zu seinem Ohr. Man hoffte auf seinen Einfluß bei Varus zu Gunsten der Angeklagten.

Plötzlich ward's stille; man vernahm die Schritte der römischen Kohorte. Inmitten derselben wurden die Angeklagten geführt, von den Tresviri oder Dreimännern, den Aufsehern der Gefängnisse, umgeben. Mit Dagobert und Rumerich wurde noch eine Anzahl anderer wegen verschiedener Anklagen eingekerkelter Germanen zum Gerichte geführt. Wie hoben sich die hohen breitschultrigen Gestalten der Gefangenen mit ihren wildfeurigen Gesichtern, ihren wallenden Haaren ab von den sie umgebenden Römern mit den streng, wie in Erz gegossenen Zügen, dem kleineren, doch nervigen Wuchse!

Die Kohorte umgab das Tribunal, die erhöhten Sitze des Richters und der Rechtsgelehrten; die Tresviri stellten die Angeklagten vor denselben auf. Ein brausender Lärm gab die Teilnahme der Germanen ringsum, die sie für die Angeklagten hegten, zu erkennen; doch abermals ward's stille, denn man sah den Zug der Richter nahen.

Tiefes, unheimliches Schweigen herrschte jetzt auf dem Platze, über den bedeutungsvoll die weißschimmernden Willen, Tempel und Kasernen der römischen Pflanzstätte herblickten, während jenseits im dunkeln Grün die germanischen Wälder winkten.

Jetzt schritten ernst die zwölf Viktoren einher, Rutenbündel und Beile, die Sinnbilder der vollstreckenden Gerichtsgewalt in den Händen. Auf sie folgten zwei Quästoren mit mehreren Abilen, dann der Prätor Calpurnius, zuletzt

Quintilius Varus selbst in der purpurumsäumten Toga eines römischen Senators. Er nahm seinen erhöhten Platz auf dem Tribunal ein, auf dessen steinernen Stufen vor ihm der Prätor, dann die Quästoren und die Aedilen sich reiheten.

Die Sonne brannte heiß, es war nahe am Mittag; ringsum herrschte banges, schwüles Schweigen. Da ertönte aus der Mitte der Germanen ein wilder Schrei — ein Weib hielt mit den nackten, weißen Armen ein Kind empor; Runerich und Dagobert schauten grüßend hinüber, es war Gotelinde mit ihrem Säugling, die nach mehrtägiger Wanderung auf der Gerichtsstätte angekommen war, an ihrer Seite stand Amalgunda.

Der Prätor begann in römischer Sprache seine Rede, in welcher er die Schuld der Gefangenen darlegte. Ob die Angeklagten und die Menge auch ringsum lauschten, nur wenige verstanden die römische Sprache. Unheimlich tönten in ihren Ohren die fremden Klänge; nur aus den Gebärden der Redenden konnten sie schließen, was vorging.

Darauf sahen sie die Liktoren vortreten; sechs der Verurtheilten wurden an die Pfähle gebunden, um mit Ruten gepeitscht zu werden. Varus und die ihn umgebenden stolzen Römer ahnten nicht, mit welcher inneren Empörung die von ihnen als Barbaren verachteten Germanen solch ein entehrendes Verfahren ansahen. Während im entfittlichten Rom das Gefühl für Menschenwürde erloschen war, sprach es in den Herzen der noch wenig gebildeten Germanen so lebendig, daß sie selbst ihre Leibeigenen nie schlugen.

Doch rings um die Gerichtsstätte stand ein Ring geharnischter Römer; Widerstand war unmöglich gemacht. Die germanischen Männer mußten zusehen, wie ihre Volks- und Gaugenossen, ihre Verwandten, Brüder, Väter und Söhne durch die Ruten der Römer aufs schimpflichste mißhandelt wurden.

Varus saß unempfindlich, um die Lippen des Prätors Calpurnius aber lagerte sich über diese Kundgebung des Unwillens der germanischen Barbaren ein verächtliches Lächeln. Jetzt erhob sich Fürst Hermann von seinem Sitz und trat, zwei hochgestaltete Jünglinge an der Hand führend, vor des Varus Tribunal. Es waren Werno und Gernar, die er mit sich führte. „Diese Jünglinge,“ sprach er in fließender römischer Sprache, indem er sich an den Statthalter wandte, „waren geflüchtet und stellen sich nun freiwillig zum Dienste des Kaisers, wofür du, edler Quintilius, ihre Brüder von der Strafe losgeben wollest, der sie um der Jünglinge willen verfallen sind. Du rühmst dich, verwandt zu sein mit dem Hause des hohen Augustus, du bist stolz darauf, einer der Edelsten zu sein unter den stolzen Römern. Dem Edeln aber ziemt Edelmut, dem Hohen und Großen, Großmut zu üben, darum wirst du die freiwillige Aufopferung dieser Jünglinge nicht unbelohnt lassen.“

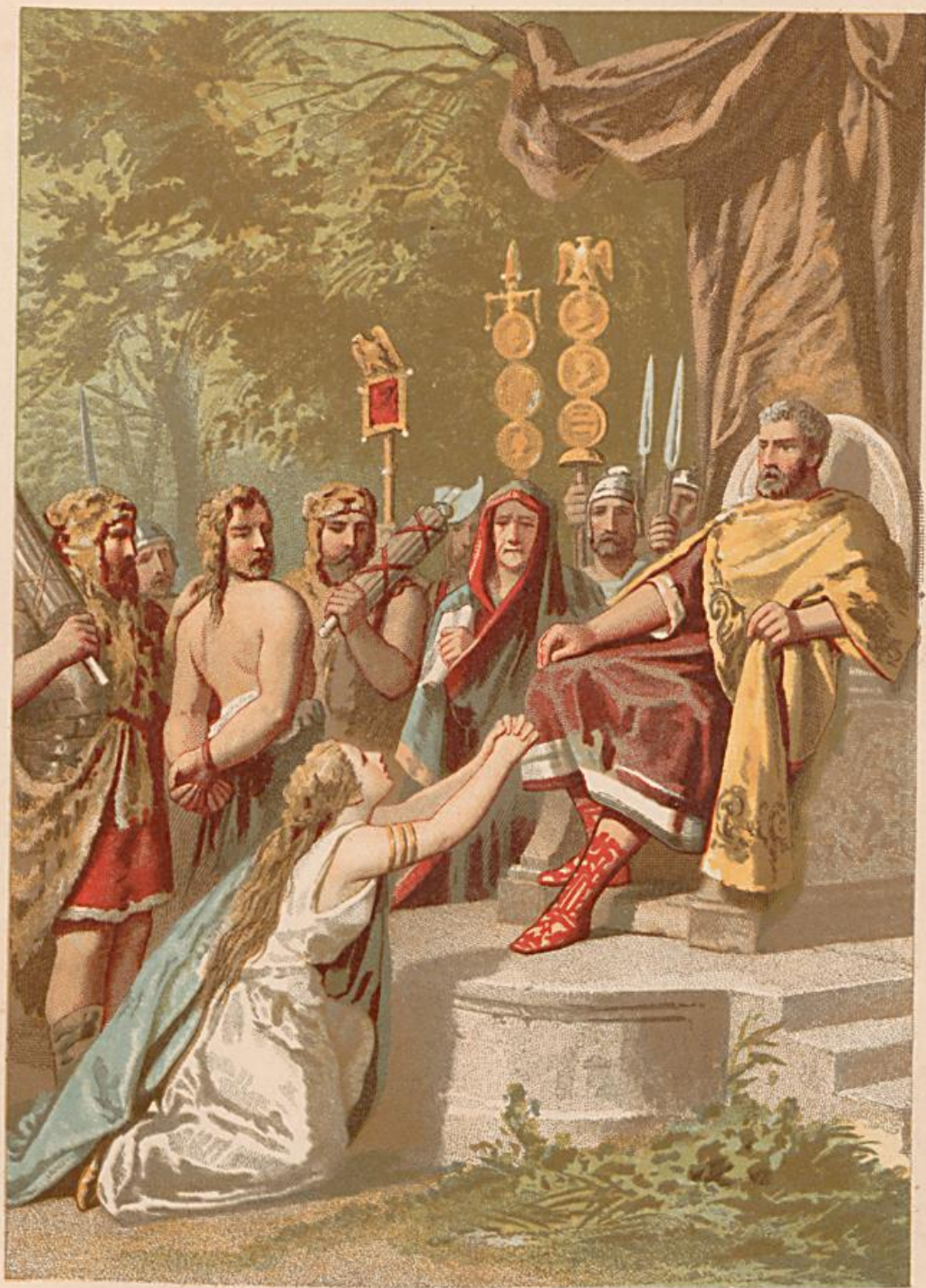
Varus blickte auf die vortretenden Jünglinge. Die hohen, schönen Gestalten erregten sein Wohlgefallen; er war erfreut, sie den Deutschen einreihen zu können, die er zur Leibwache des Imperators nach Rom zu schicken beabsichtigte. Überdies ergriff er gern die Gelegenheit, Hermann, dem an dem Leben der verurteilten Brüder zu liegen schien, einen Gefallen zu erweisen, nicht nur des hohen Ansehens wegen, in dem er im Cheruskerlande stand, sondern noch mehr, weil der herrliche Jüngling mit der Feuerseele und der feinen römischen Bildung erfrischend auf des Römers in Genüssen ermatteten Geist wirkte und deshalb seine persönliche Gunst in hohem Grade besaß. Schon wollte er mit gnädigem Kopfnicken die Freisprechung jener beiden Verurteilten andeuten, als der Prätor Calpurnius, welcher ahnte, was in ihm vorging, mit den scharfen Worten dazwischentrat: „Arminius, vergeblich suchst du den erhabenen Varus mit süßer Rede zu bethören. Er sitzt an Kaisers Statt hier und darf die beleidigte Majestät nicht ungerächt lassen. Diese Männer haben sich dem römischen Adler mit Waffen in der Hand widersetzt, römisches Blut ist geflossen, und jener Mann hat den Anführer einer Kohorte erschlagen. Was soll mit des Kaisers Herrschaft in Germanien werden, wenn solcher Frevel ungerächt bliebe? Was ist im übrigen so Großes darin, daß die Jünglinge freiwillig aus frevelhafter Flucht zurückkehrten? War's nicht hohe Ehre für sie, daß sie auserwählt wurden, unter dem römischen Adler zu dienen, ja den erhabenen Cäsar Augustus selbst, unter seine Leibwache gereiht, schützen zu dürfen?“

Varus nahm während dieser Rede wieder die eiserne Strenge der Miene an, der Prätor aber winkte, und eine Abtheilung trat vor, um die beiden Jünglinge Werno und Gernar abzuführen.

„Thoren, die ihr seid! Euch habt ihr geopfert und uns nicht gerettet!“ rief Dagobert den von Überraschung und Entsetzen Überwältigten nach.

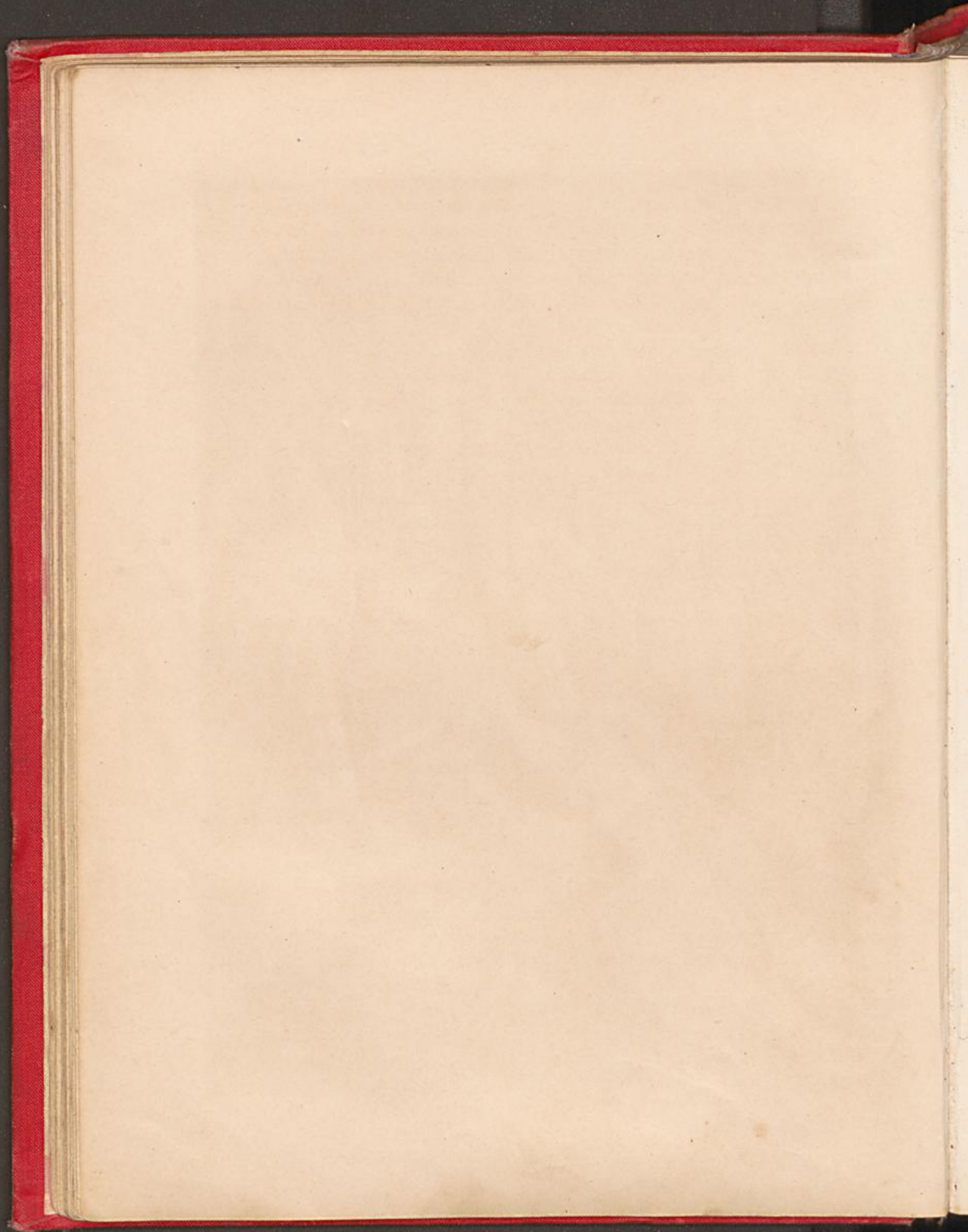
Noch einmal sprach der Prätor, um die Schuld sämtlicher Angeklagten darzulegen. Dann erhob sich Varus und sprach das Urtheil. Alle sechs sollten mit Ruten gezüchtigt werden zum abschreckenden Beispiel für ihre Volksgenossen, fünf sollten darauf mit dem Beile hingerichtet und nur der eine, Dagobert, der Fürsprache Fürst Hermanns zulieb von der Hinrichtung frei sein.

Jetzt banden die Liktoren die Angeklagten an die Pfähle fest, Runerich und Dagobert waren unter ihnen. Fürst Hermann aber hob den Arm wie beschwörend und verließ mit den Worten: „Ruten und Beile für syrische Sklaven, und nicht für freie Söhne Teuts!“ alsbald den Platz; er wollte nicht Zeuge dessen sein, was jetzt vorging. Die Liktoren lösten ihre Rutenbündel, und ihre Streiche fielen auf die entblößten Rücken der freien Germanen nieder. Ein Schrei der Wut rang sich gemeinsam aus tausend Kehlen los, es ballten sich grimmig die Fäuste, aber wie



LITH. ANST. V. A. BURKHARDT, LEIPZIG - R.

(SEITE 43)



eine eiserne Mauer stand die Kohorte um den Richtplatz, und die Germanen hatten nur den leichten Wurfspeer zur Hand, an Widerstand war nicht zu denken.

Fünf Viktoren traten jetzt vor, die scharfen Beile in der Hand, und fünf zum Tode Verurtheilte mußten mit auf den Rücken gebundenen Händen niederknien; die Viktoren drückten ihnen das Haupt auf den Block.

„Dagobert, Sorge für mein Weib, für meine Kinder!“ rief der erste der zum Tode Abgeführten, Kunerich, dem jüngern Bruder zu.

„Ich will sie versorgen,“ tönte die Stimme Dagoberts, des Gezeißelten, zurück.

Da stürzte ein Weib, hochgewachsen, mit fliegenden Haaren in die Schranken und warf sich, ehe die Wachen sie hindern konnten, mit Gebärden und Worten um Gnade flehend, vor das Tribunal nieder.

Zögernd hielt der Viktor das Beil in den Händen. Doch unbeweglich saß Varus. Die steinernen Züge erhellte kein Strahl von Erbarmen. Der Prätor winkte ungeduldig, und als Amalgunda, das bebende Weib, sich umwandte, sah sie das Beil niederfallen; ein Blutstrahl sprang empor, und Kunerichs Haupt rollte in den Sand nieder.

Abermals rang sich ein tausendstimmiger Schrei aus der empörten Zuschauermenge los. Die Germanen hielten das Menschenleben für ein so heiliges, unantastbares Gottesgeschenk, daß sie selbst ihre Leibeigenen nicht mit dem Tode strafen.

Die Arme mit wütender Gebärde in die Luft hehend, rief Amalgunda aus: „Möge dich die Rache ereilen, blutdürstiger Wolf! — Möge dein Blut den Boden tränken, der dies Blut getrunken hat! — Möge Jammer und Verzweiflung, die du über mich gebracht hast, auch deine Seele hinabziehen ins Verderben!“ Dann hob sie das blutende Haupt des Gerichteten aus dem Sande auf, küßte es, wickelte es in ihr Gewand und schritt, ohne sich noch einmal umzublicken, aus dem Ring.

Varus verstand die Worte der Germanin nicht, denn er hatte sich nicht bemüht, die Sprache des von ihm beherrschten Landes zu erlernen, aber er verstand die Gebärde der Verzweiflung, und die Verwünschung durchschauerte selbst sein eisernes Herz. Doch der stolze Römer gab dies nicht zu erkennen, unbeweglich blieben seine Züge. Der Prätor winkte, und rasch fiel ein Beil ums andere nieder, vier weitere Köpfe rollten in den Sand. Einem hochangeschwellten, gewaltjam eingedämmten Strome glich das Tosen in der empörten Germanenschar. Verächtlich hörten es die Römer; sie wußten, daß der Zorn der Unterdrückten ein unmächtiger sei, sie fühlten sich sicher inmitten der eiserbepanzerten Kohorten. Gerade durch blutige Strenge gedachten sie germanische Freiheitsliebe zu erdrücken.

In dieser hochmütigen Verachtung jeder Gefahr nahmen die Römer auch nicht wahr, daß einzelne Männer mit eilenden Schritten durch die Volksmenge gingen

und flüsternd die Worte wiederholten: „In der Nacht des Vollmonds kommt zu den heiligen Eichen!“ Die Germanen aber nickten verständnisvoll, — unter den Tausenden war nicht ein Verräther.

Die Gerichtsverhandlung war beendet; Varus erhob sich, mit ihm setzte sich der ganze Zug in Bewegung. Laute Verwünschungen schallten ihm von allen Seiten nach; doch die Römer verstanden die deutsche Sprache nicht, auch verachteten sie die germanischen Barbaren zu sehr, um sie zu fürchten.

Zu Hause angekommen begab sich Varus in sein Badegemach, wo in einem Becken von weißem kararischen Marmor der lauen, krystallklaren Flut köstliche Dünfte entstiegen. Ein Sklave entkleidete ihn, ein zweiter blies die Flöte, während der Statthalter des Bades genoß. Im Gemache war angenehm dämmerndes Halbdunkel, da dichte Vorhänge von röttlicher Seide das Fenster verhüllten, wodurch die Wandmalereien, welche Badescenen in üppiger, orientalischer Landschaft darstellten, einen täuschenden Anschein von Wirklichkeit gewannen. Die Palmen und Sikomoren der Dase schienen aus einiger Entfernung zu winken, der Quell lebendig zu sprudeln. Hell hoben sich vom satten Grün dieser Malereien vier Marmorstatuen in den Ecken des Badegemaches ab.

Eine geraume Zeit verweilte Varus im Bade, dann ließ er sich mit duftendem Öle salben, frische Gewänder anlegen und auf einem Ruhebett in ein zweites, größeres Triklinium rollen, denn bei der Hauptmahlzeit des Tages, der Cena, liebte der Römer größere Gesellschaft; darum waren neun Ruhebetten um die prächtig gedeckte Tafel gestellt, wo bereits die Gäste Platz genommen hatten, die mit einem einstimmigen, ehrerbietigen „Salve Quintili“ den Hausherrn empfingen.

Gelagert auf schwellenden Kissen saß Varus beim üppigen Mahle mit seinen Rechtsgelehrten und Kohortenführern, jungen Römern von angesehenen Familien, die sich in Germanien Verdienste und Ansprüche auf spätere hohe Würden in Rom erwerben wollten. Während die köstlichen Speisen von der Gustatio, dem Voressen mit den herrlichsten Fischen und Saucen und der appetiterregenden Laktuka an bis zum reichlichen Nachtische in vielen Gängen auf silbernen Platten und in kunstreichen Vasen zum Genuße luden und dabei in goldenen und krystallinen Bechern feuriger Falerner und Chierwein, von der Sonne Italiens und Griechenlands durchglüht, blinkte, wurden zugleich Augen und Ohren durch Schauspiele, im Hintergrund des Saales aufgeführt, und durch Musik und Gesang ergötzt.

Rache und Tod den gierigen Wölfen!

Mit hellem Blick, im Rat gewandt,
Mit Feuergeist und leicht erregt,
Im innersten Gemüt bewegt,
Doch stets mit siegendem Verstand,
An Leib und Seele stolz ein Mann,
Wie die Natur ihn schaffen kann,
So stand Armin in edler Größe
Inmitten grauer deutscher Schmach
Und sah des Volkes Jammerblöße,
Erharrend der Vergeltung Tag.

Draußen aber im deutschen Walde, wo der Herbstwind die Wipfel der Eichen, Buchen und Tannen schüttelte, bewegte sich langsam ein Trauerzug. Es waren die Väter, Söhne und Brüder der Hingerichteten, welche auf ihren Schultern die Leichen, gebettet auf Baumzweige, wegtrugen. In stummer Wehklage folgten Weiber und Kinder. Im tiefen, dunkeln Forste, wohin sich noch nie eines Römers Fuß verirrt hatte, standen sie stille und legten die blutige Bürde nieder. Düstere Tannen und Föhren begrenzten hier einen freien Platz, jenseits dessen majestätische Eichen emporragten. Dort war der den Göttern geweihte Hain. Auf dem freien Plage an der Grenze desselben wurde jetzt von den Männern der gemeinsame Scheiterhaufen errichtet und unter feierlichem Schweigen die Leichen der Enthaupteten in der Reihenfolge auf das harzreiche Fichtenholz gelegt, das die Frauen und Kinder zuvor mit Blumen und Grün bestreut hatten. Dann wurde das Holz von den Männern auf vier Seiten durch Riensackeln in Brand gesetzt.

Inzwischen war's Abend geworden; hinter den Eichen des geweihten Hains ging die Sonne unter und das Abendrot erglomm am Himmel, während die Flamme des Scheiterhaufens qualmend hervorbrach. In schaurig wildes Wehklagen, dem Geheule verwundeter Wölfe, dem Brüllen des Auervildes gleich, dem die Kälber geraubt wurden, brachen die Weiber und Kinder aus; ernst schauten die Männer zu, wie die Flamme endlich den Rauch und Qualm überwand, wie sie siegreich helle emporloderte, die blassen Gesichter umspielte und endlich versengend sie umschlang. Jetzt schrieten die Kinder wilder auf, die Frauen verhüllten das Gesicht, die Väter, Söhne und Brüder riefen den nun dem Blicke entschwindenden Toten ein letztes: „Fahre wohl!“ nach.

In diesem Augenblick trat eine herrliche Jünglingsgestalt aus dem Dunkel des Waldes hervor, an Höhe des Wuchses, an Kraft der Schultern selbst die gewaltigen Männer im Kreise überragend.

„Fürst Hermann!“ riefen alle ihm entgegen, und in dem Klange des Rufes mischten sich Klage, Vorwurf und Hoffnung. Hermann verstand diesen Ruf.

„Lasset die Flammen lodern um die Toten!“ sprach er mit der klaren, weit-
tönenden Stimme. „Ich habe sie nicht retten können — aber sie sollen die letzten
sein, die das römische Beil auf germanischem Boden richtet, und ihre Asche soll
ruhen im befreiten Lande!“

Als feierliche Stille eingetreten war, erhob Hermann abermals seine Stimme:
„Männer des Cheruskerstammes,“ sprach er, „ich habe euch berufen zu dem ge-
weihten Haine, wollt ihr mich hören?“

„Sprich, wir hören dich!“ hieß es allstimmig im Kreise.

Hermann trat weiter vor; sein Schatten verwob sich mit dem weittragenden
Schatten der Eiche. Auf den blonden Locken lag der Glanz des Mondes, als er mit
volltönender Stimme begann: „Was ich entsponnen, ist euch allen bekannt. Ich habe
die Lande der Brukterer, der Marsen, der Chatten besucht und zu ihnen gesprochen,
wie ich zu euch sprach, und willig wie ihr haben sie mich gehört, sind wir doch
alle Brüder, Söhne Teuts; Germanen nennen uns die Römer, unser aller Feinde.“

„Fluch und Verderben über sie!“ hieß es mit drohendem Murmeln im Kreise.

Hermann fuhr fort: „Die Römer haben den Weltkreis unterjocht; die weisen
Griechen, das Land der reichen Syrer und der Perser im fernen Asien, Agypten
und die ganze Küste des heißen Afrika zollen ihnen Tribut. Nur die waldigen
Lande der Söhne Teuts standen ihnen noch unbeseigt gegenüber. Auch die Gallier
jenseits des Rheins sind römische Vasallen geworden. Da kamen die Römer von
jenseits herüber, um auch uns zu unterjochen. Sie haben längs des Stromes
sich feste Städte gebaut für ihre Legionen, doch wenn sie sich hereinwagten in
das offene Land, in die Berge und Thäler, in den heiligen Wald, da wurden sie
zurückgeworfen. Das hat Julius Cäsar erfahren, den sie den Göttlichen nennen,
das Drusus, Tiberius, Domitius Ahenobarbus und zuletzt Sentius Saturninus.
Nach ihnen hat Kaiser Augustus den Quintilius Varus geschickt, der kein Held
ist, wie die andern, den üppigen Statthalter Syriens, der früh gealtert ist in den
Wollüsten Asiens. Wißt ihr aber, weshalb Kaiser Augustus ihn gesandt hat?“

„Varus ist gekommen, uns auszurauben!“ riefen viele Stimmen; „er nimmt
Herde und Ernte samt der Jagdbeute hinweg.“

Fürst Hermann hielt inne, bis es wieder stille geworden war, dann begann
er aufs neue: „Was wir gesäet, will der Römer ernten, was wir erjagt, will er
besitzen; warum sollte er nicht? aber er nimmt uns auch hinweg, was uns höher
gilt, unsere Freiheit, unsere Sitte und unser Recht!“

Das Murmeln der Zuhörer wuchs zum Sturme an. Zuruf schallte von
allen Seiten, bis Fürst Hermann winkte, daß ihm weiter Gehör geschenkt werden
möge. Da dämpfte sich der Sturm, und Hermann fuhr fort: „Unsere Söhne
und Brüder werden hinweggeführt, um in römischen Heeren zu dienen. Söhne

Teuts bewachen den Palast des Imperators zu Rom, sie bluten und fallen auf fremdem Boden in Hispanien, in Asien und in Afrika, damit der Römer Herr sei und Herr bleibe, soweit der Erde Grenzen sich dehnen, Herr werde und bleibe auch in den heiligen Hainen Wodans!"

Jetzt ließ sich der Sturm nicht mehr bändigen, der von allen Seiten losbrach. War doch kaum ein Mann zugegen, dem nicht ein Sohn, ein Bruder, ein Schwager oder Freund, sei's mit Gewalt, sei's mit lockender Überredung, entführt worden war, um unter den römischen Adlern zu dienen.

Aber die Stimme des jungen Cheruskerrfürsten übertönte auch den brausenden Sturm. „Hört mich, ihr Männer!“ rief er, und es ward abermals stille. „Frei übten wir Gericht in den heiligen Hainen. Wir büßten den, der seinen Nachbar geschädigt, an seinem Gute. Heilig aber gilt uns das Leben der Menschen, das die hohen Götter ihnen geschenkt, das wir mit Willen nicht antasten sollen. Kommt es vor, daß in Trunkenheit und Zorn ein Mann dem andern einen tödlichen Streich versetzt, — so ist's doch sein Wille nicht gewesen, so zu freveln, und schwer wird er büßen für seine Schuld, denn an seinem Lager steht nachts der Erschlagene und scheucht von seinen Augen den Schlaf. — So, Söhne Teuts, richteten wir in den heiligen Hainen. Die Römer aber strafen mit Ruten und Beil. Sie geißeln den freien Mann mit ihren Rutenstäben, sie hacken ihm mit dem Richtbeile das Haupt vom Nacken ab.“

Ein wilder Schrei erscholl aus dem Kreise. Die Hände gen Himmel erhebend richtete Friedibert das greise Haupt empor, seinen Sohn Dagobert an seiner Seite und rief: „Meinem ältesten Sohn haben sie das Haupt abgeschlagen, den zweiten mit Ruten gezüchtigt, die beiden jüngsten haben sie mir geraubt, um sie nach Rom zu schicken. Wohl bin ich alt, und in meinen Knochen ist das Mark versiegt, aber ich will nicht sterben, bis ich meiner Söhne Leben und Freiheit gerächt sehe an den römischen Wölfen!“

„Sie sollen gerächt werden!“ versetzte Fürst Hermann mit lauter Stimme, „und mit ihnen viele andere.“

„Rache und Tod den gierigen Wölfen!“ tönte es tausendstimmig unter den Eichen.

„Doch nicht das Schlimmste, was der Römer uns bringt, sind seine Ruten und seine Richtbeile,“ begann Hermann wieder, und seine Stimme schwoll, daß sie wie zürnender Donner durch das Rauschen der Baumwipfel tönte. „Er weiß gar wohl, daß, um unsere Kraft zu brechen, er allererst unsere Sitten durch römische Verderbnis vergiften muß. Nicht durch römische Waffen, wohl aber durch römische Laster sollen wir geknechtet werden — sie sind uns gefährlicher, als die Schwerter der Legionen, denn sie winden uns die Waffen aus der Hand, sie lähmen unsere Arme. Darum bringt uns Varus römischen Prunk, römische Schauspiele, römische Sklaven und Sklavinnen, römische Üppigkeit. Darum durchziehen

römische Händler das Reich und bieten unseren Jünglingen glänzende Waffen, unseren Frauen prunkende Gewänder und Schmuckstücke. Darum hat Varus zu Eifen, das sie Aliso nennen, und im Standlager an der Lippe einen Markt errichten lassen, wo alles feilgeboten wird, was den Sinnen schmeicheln kann, um unsere Sitten, unser Leben zu vergiften, um unsere Jugend zu locken zu weichlichem, zuchtlosem Zeitvertreib.“

„Es soll ihm nicht gelingen — nie lassen wir von der Väter Art und Sitte!“ riefen die Deutschen.

Doch Hermann antwortete: „Ihr mögt fest daran halten, und viele mit euch, aber Hunderte sind verführt worden durch römischen Glanz und Prunk, und ihrer werden mehr von Jahr zu Jahr. Ja, wenn wir nicht die Römer aus unsern Marken treiben, so wird bald auch in den Eichenwäldern des Landes der Deutschen ein entartetes Geschlecht wohnen — reiß, seinen Nacken zu beugen unter das Joch der römischen Knechtschaft.“

Jetzt wuchs die Bewegung im Halbkreise unter den Eichen zum wilden Aufbruch an. „Zertreten wollen wir die römischen Schlangen!“ tönte der allstimmige Ruf wie Sturmesbrausen durch die Waldwipfel hin, — „nieder mit den Legionen und Burgen der Feinde!“

Als sich endlich der tosende Sturm gelegt hatte, ward eine Männerstimme laut: „War je ein Volk stark genug, die Römer zu besiegen? Drei Legionen hat Varus um sich — sie alle sind bewehrte Römer mit Panzer, Schwert und Schild.“

„Wer ist's, der gefragt hat?“ rief Hermann zurück.

Im weiten Halbkreise herrschte Stille; keine Antwort erfolgte. Der verzagte Frager hatte sich hinter seinen Genossen versteckt.

„Weißt du,“ begann Hermann wieder, da alles schwieg, „weißt du nicht, o Cherusker, wie oft die deutsche Framea über die stahlbewehrten Römer obgesiegt hat? Vollkommener sind der Römer Waffen, wir leugnen es nicht und geben den Römern ihren Ruhm. Wer darum römische Rüstung, Schwert, Helm und Schild besitzt, der möge sie gebrauchen im heiligen Kampfe für der Väter Land, wer aber kein Schwert besitzt, der sei nicht verzagt! Framea und Ger, wohlgezielt von starkem, deutschem Arme, durchdringen auch den römischen Panzer, den Helm und den Schild. Nur daß wir einig sind, daß ein jeder sich opfere mit Leib und Leben, mit Weib, Kind und Gut für der Väter und der Kinder Land — das thut uns not, das gelobet mir zu dieser Stunde, Cherusker!“

Weihevoller Stille trat ein; in langen Reihen schritten die Männer vor in den hellen Glanz des Mondes, hoben die Arme empor und gaben ihr Manneswort, zu opfern Leben, Weib, Kind und Gut für die Befreiung des Heimatlandes von dem verhassten Joch der Römer.

Eine Reihe um die andere war vorgetreten und hatte gelobt. Wieder bildete sich ein Halbkreis um die heilige Eiche und um Hermann, den Fürsten. Seine Stimme war gedämpft von feierlicher Erregung, doch allmählich schwoll sie wieder zu ihrer vollen, weittönenden Stärke, als er fortfuhr: „Cherusker, einer unter euch hat gefragt, wie wir, die ungeschlachten Söhne Teuts, den Kampf aufnehmen können gegen die hochgebildeten Römer? Daß wir es können und wagen dürfen, das weiß ich, der ich Rom und die Römer kenne. Wann aber der Tag und die Stunde kommen wird, welches die günstigste Art sein wird, die Römer anzugreifen in ihren Lagern, ihren Festungen und ihrer ganzen Stärke, das weiß ich heute selbst noch nicht. Dessen aber seid gewiß: Der Winter soll nicht wieder einziehen und das Fest der Sonnenwende nicht gefeiert werden, ehe wir die Römer vertrieben haben aus den deutschen Landen!“

Brausender Beifallsturm erhob sich bei diesen zuversichtlichen Worten. Stürmische Freude, wilde Kampflust, zagender Zweifel machten sich gleichzeitig in lauten Zurufen Luft.

Endlich, da einige ältere Männer vortraten und den andern zuwinkten, ward es stille, und sie vermochten zum Wort zu kommen. „Zu einem großen, blutigen Kampfe rufst du die deutschen Gaue? Ehe wir den Schild erheben, unser Land neuer Verwüstung preisgeben, sage uns, wie du es beginnen willst, den Kampf mit den Römern aufzunehmen, sie anzugreifen, ihnen obzusiegen — sie gar zu vertreiben?“ Und die Männer, die vorgetreten waren, schüttelten ihre greisen Häupter, daß die weißen Haare im Nachwinde flogen.

Wohl machte sich unwilliges Gegenreden der kampflustigen Jüngern wie Säuseln der Bäume vor dem Sturme bemerklich, doch keiner der feurigen jüngeren Männer wagte es, geradezu den greisen Männern, hochgeachtet um ihres hohen Alters willen, zu widersprechen.

Auch Fürst Hermann nahm in bescheidenem Tone das Wort zur Erwiderung: „Zum Kampfe rufe ich auf, um unsere Gaue vor Raub und Verwüstung der Römer zu sichern für alle Zeiten. Wisset, die Germanen sind gefürchtet im stolzen Rom! Um was ihr mich heute befragt, das sollt ihr erfahren, ehe der Schlachtruf erschallt. Ich wache, wachet auch ihr! Haltet Framea und Ger und Schild bereit, — plötzlich, unvorhergesehen kann der Tag und die Stunde kommen, wo die Boten fliegen durch die Marken der deutschen Stämme und einen Gau, ein Land uns andere aufrufen zum Kampf gegen die römischen Unterdrücker, zum Kampf für das heilige Land der Väter!“

Er schwieg; die Zweige der geweihten Eiche erschütterte ein Windstoß, daß sie flüsternd brausten, und plötzlich tönte es tosend im Ringe: „Hermann, wir werden zu deinem Rufe bereit sein mit Waffen, mit Leib und Leben, jeden Tag, jede Stunde!“

Fürst Hermann wies mit der Hand auf den Scheiterhaufen, dessen Blut allmählich in dunkler Asche verglomm. „Begrabt diese Asche,“ sprach er, „nicht mit Klagen, sondern mit heiligen Gelübden! Sanft werden diese Toten ruhen, ihre Seelen aber werden fröhlich sein in den lichten Hallen Wuotans, wenn euer Arm die Schmach ihres Todes durch römisches Beil gerächt und den Boden der Söhne Teuts vom Sklavenjoch befreit hat. — Fahret wohl! ich traue eurem Worte, deutsche Männer. Ob noch Verzagte und Zweifelnde unter euch weilen mögen — so ist doch ein Verräter nicht im Volke der Deutschen!“

Mit diesen Worten verschwand Hermann im Schatten der Eichen. Schon rötete sich der östliche Himmel; die versammelten Cherusker zerstreuten sich unmerklich, wie sie gekommen waren, auf den dicht verschlungenen Waldwegen.

Eine kleine Schar Männer aber schlug gemeinsam den Weg nach einer einsamen Schmiede ein, die tief im Walde gelegen war. Ein härtiger Cherusker hämmerte am Ambos, ein Jüngling aber machte das Eisen glühend, woraus der alte Meister die scharfe Spitze einer Frama schmiedete. Pflugscharen, einfach, wie sie der Germane benützte, Bündel von Eisennägeln, auch große, dolchartige Messer zum Hausbrauch und für die Jagd, und ein grob gearbeitetes Schlachtschwert lagen fertig in der Ecke.

Die Männer traten ohne Gruß an den Ambos; einer um den andern warf sein kurzes Gewand ab und bedeutete den Meister, ihm einen Eisenring um den Leib zu schmieden. Der alte Schmied fragte nichts; er sah den blutig gezeißelten Rücken der Männer und wußte, daß sie den Ring tragen werden zur stündlichen Erinnerung an ihre Schmach, aber auch an das Gelübde, dieselbe in Römerblut abzuwaschen. Er nahm eine Eisenstange, bedeutete den Jüngling, die Blut zu schüren, daß ein Funkenregen weit durch den Wald hin leuchtete, dann nahm er den Hammer und schmiedete.

Endlich kam die Reihe an den letzten der Männer, dem Haar und Bart struppig ums Gesicht fielen. Er ließ sich zwei Ringe anlegen, einen für sich selbst, den andern zur Rache für das abgeschlagene Haupt des Bruders; es war Dagobert.

Erst als das Werk vollendet war, grüßte sie der Schmied, trat in seine Hütte nebenan und brachte den vollen Bierkrug und rauhes schwarzes Brot, um ihnen eine Erquickung zu bieten auf den Weg. Sie nahmen's dankend an, denn einen vollen Tag war weder Speise noch Trank über ihre Lippen gekommen. Dann verließen sie die Schmiede und trennten sich; jeden führte ein besonderer Weg in die Heimat. Aus der Ferne tönte ihnen noch das Hämmern des Schmiedes bedeutungsvoll durch den stillen Wald nach, eine Mahnung an den nahenden Tag der Rache.

